

SAGW-Bulletin

1 | 2020

UN
GLEICH
HEIT

IN
ÉGAL
ITÉ



ASSU Academia svizra da sciences humanas e socialas
SAHS Swiss Academy of Humanities and Social Sciences

SAGW Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften
ASSH Académie suisse des sciences humaines et sociales
ASSU Accademia svizzera di scienze umane e sociali

Ding hat Geist: Das unscheinbare Handy-Etui **S. 10**

Gender matters! Le genre comme élément crucial de la production des inégalités **p. 41**

Mitte und Mittelmaß: zwischen privilegierter Gleichheit und kompetitiver Differenz **S. 45**



Ungleichheit – *Inégalité*

DOSSIER

UNGLEICHHEIT INÉGALITÉ

- 18 **Vorschau**
- 19 **Einleitung**
Monica Budowski
- 22 **Wer hat, dem wird vererbt?**
Marius Brühlhart
- 25 **Du lobbying discret à la rhétorique
de la délocalisation**
*Felix Bühlmann, André Mach,
Stéphanie Ginalska, Thomas David*
- 29 **Bildessay**
Johnny Miller
- 38 **Dynamiken der Globalisierung oder die
Suche nach Gerechtigkeit in den Ruinen
des Kapitalismus**
Sabine Strasser
- 41 **Gender matters! Le genre comme
élément crucial de la production des
inégalités**
Janine Dahinden, Martine Schaer
- 45 **Mitte und Mittelmaß:
zwischen privilegierter Gleichheit
und kompetitiver Differenz**
Stefan Groth
- 48 **Parole dalla ricerca**
Dario Petri
- 50 **Unterschiedliche Wahrnehmung
der Umwelt**
Laurent Zecha

Vorschau

Ungleichheit – Inégalité

Marlene Iseli und Heinz Nauer

Uns geht es besser denn je! Folgt man Wissenschaftlern wie Steven Pinker, ist dies kein frommer Wunsch, sondern pure Empirie. Weltweit gesehen nimmt die Armut ab und die Lebenserwartung zu, die Zahl der Gewalttaten geht zurück und die Freizeit wird mehr. Einem solchen positiven Blick auf die Welt stellt der französische Ökonom Thomas Piketty in seinem epochalen und reich mit Daten gefütterten Werk «Capital et idéologie» (2019) entgegen, dass die soziale Ungleichheit zunimmt und der Graben zwischen den Armen und den Reichen dieser Welt immer grösser wird.

Es ist eine Frage der Perspektive. Die positive Entwicklung in der grossen Zahl mag dem strauchelnden Individuum zynisch vorkommen, der Einzelfall dem Statistiker stereotyp erscheinen. Das Dossier «Ungleichheit – Inégalité» versucht, den Blick zu öffnen, Schlaglichter auf die Expertise der Geistes- und Sozialwissenschaften in ihrer Breite, ihrer Mehrdimensionalität und ihrer Multiperspektivität zu werfen und auch konzeptionell verwandte Begriffe wie Gerechtigkeit, Differenz und Diversität mitzudenken (Monica Budowski).

Die Autorinnen und Autoren befassen sich mit den Fallgruben in der wissenschaftlichen Vermessung von Vermögensungleichheit (Marius Brühlhart); mit den Strategien der Wirtschaftselite, Ungleichheit zu erhalten (Felix Bühlmann et al.); mit den politischen Implikationen anthropologischer Grossthesen, die Ideen eines kulturellen Essentialismus stützen (Sabine Strasser); mit der Gleichberechtigung als Deckmantel für Diskriminierungen (Janine Dahinden und Martine Schaer); sie zeigen, dass auch der Drang zur Mitte Ungleichheiten produziert (Stefan Groth) und dass selbst unsere Wahrnehmung der Umweltqualität von der Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe geprägt ist (Laurent Zecha).

Wo ist Ungleichheit problematisch und wo ist sie erwünscht? So lautete eine Ausgangsfrage für die Konzipierung des vorliegenden Dossiers. Der Bildessay mit einer Serie des US-amerikanischen Fotografen Johnny Miller zur räumlich-sozialen Segregation in Metropolen stellt die Frage anders: Darf Ungleichheit auch ästhetisch sein?

Nous sommes mieux lotis que jamais ! D'après des scientifiques comme Steven Pinker, cela n'est pas un vœu pieux, mais la pure réalité. À l'échelle mondiale, la pauvreté diminue et l'espérance de vie est en hausse, le nombre d'actes de violence baisse et le temps accordé aux loisirs augmente. L'économiste français Thomas Piketty va à l'encontre de cette vision positive du monde dans « Capital et idéologie » (2019), un livre événement abondamment documenté, en affirmant que les inégalités sociales s'intensifient et que le fossé entre pauvres et riches ne cesse de se creuser.

C'est une question de point de vue. L'évolution positive dans les grands chiffres peut paraître cynique aux yeux de l'individu en difficulté, alors que le cas individuel peut sembler stéréotypé au statisticien. Le dossier « Ungleichheit – Inégalité » tente d'ouvrir le regard, de mettre en lumière l'expertise des sciences humaines et sociales dans leur ampleur, leur multidimensionnalité et leur « multiperspectivité », de réfléchir également à des concepts comme la justice, la différence ou la diversité (Monica Budowski).

Les auteur-e-s traitent notamment des écueils de la mesure scientifique de l'inégalité des richesses (Marius Brühlhart) ; des stratégies des élites économiques pour maintenir les inégalités dont ils profitent (Felix Bühlmann et al.) ; des implications politiques des grandes thèses anthropologiques soutenant les idées d'un essentialisme culturel (Sabine Strasser) ; de l'égalité comme couverture de la discrimination (Janine Dahinden et Martine Schaer) ; ils montrent que même la volonté d'appartenir à la moyenne engendre des inégalités (Stefan Groth) et que notre perception de la qualité de l'environnement est façonnée par notre propre appartenance à un groupe social particulier (Laurent Zecha).

Où l'inégalité est-elle problématique et où est-elle souhaitable ? Telle était l'une des questions initiales pour la conception du présent dossier. Le recueil d'images présente une série d'œuvres du photographe américain Johnny Miller sur la ségrégation spatio-sociale dans les métropoles et pose la question différemment : l'inégalité peut-elle être aussi esthétique ?

●

Einleitung

Soziale Ungleichheit und Diversität

Monica Budowski

Es ist eine Idee der Aufklärung, dass die soziale Ordnung nicht naturgegeben, sondern von Menschen geschaffen und veränderbar ist. Seither ist eine ganze Reihe von theoretischen Konzepten in die Debatte über gesellschaftliche Ungleichheit getreten. Doch welche sind als Grundlage für konkrete Massnahmen auf dem Weg zum Ideal der Gleichwertigkeit aller Menschen geeignet?

Spätestens seit dem breit debattierten Buch des französischen Ökonomen Thomas Piketty «Le capital au XXI^e siècle» (2013) steht die Thematik der Ungleichheit auf der öffentlichen Agenda. Darin wird die systematische Ungleichverteilung von Kapital aufgrund der Logik des Kapitalismus erklärt – grob gesagt entsprechend dem Matthäus-Effekt: Wer hat, dem wird gegeben. Bemerkenswerterweise haben die Folgen ökonomischer Ungleichheiten auch den Weg in internationale Organisationen wie die Weltbank oder den Internationalen Währungsfonds gefunden. Unterdessen kommen Studien dieser Organisationen zum Schluss, dass zu viel Ungleichheit wohlstands- beziehungsweise wachstumshinderlich sei.¹

Nebst dieser rein ökonomischen Betrachtungsweise kommen in den Debatten eine Reihe weiterer theoretischer Konzepte vor, die dazu dienen, die Komplexität sozialer Ungleichheiten und der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung in heterogenen modernen Gesellschaften (vorab im Globalen Norden) zu erklären. Und es kommt die Gerechtigkeitsfrage auf: Wie viel Ungleichheit oder Unterschiedlichkeit darf sein?



Genügen Leistung und Effort, um Zugang zu erhalten?
Karikatur von Lenz Mosbacher.

Unterschiedlich und doch gleichartig

Soziale Ungleichheit wird definiert als die systematisch ungleiche Verteilung beziehungsweise als der ungleiche Zugang zu gesellschaftlich wertgeschätzten materiellen und immateriellen Gütern. Die Systematik der Bevorteilung oder Benachteiligung und ihre relative Dauerhaftigkeit unterscheidet «soziale Ungleichheit» von zufälliger oder gelegentlicher Ungleichheit.

Das Konzept der sozialen Ungleichheit knüpft an die Idee der Gleichheit der Menschen aus der Aufklärung an und an die Vorstellung, dass die Sozialordnung nicht eine von Gott geschaffene oder natürliche, sondern eine von Menschen geschaffene und veränderbare ist. Es findet sei-

1 Berg, Andrew G. und Jonathan D. Ostry (2017): Inequality and Unsustainable Growth: Two Sides of the Same Coin?, in: IMF Economic Review 65, S. 792–815.

nen Ausdruck in den 1948 formulierten Menschenrechten. Diese Gleichheit bezieht sich auf eine für alle Menschen formal gleiche Würde, einen gleichen Wert und gleiche Rechte: Menschen sind unterschiedlich und doch gleichartig.

Traditionell wird zwischen zwei Perspektiven unterschieden: erstens der Chancenungleichheit, das heisst den ungleichen Möglichkeiten des Zugangs zu materiellen und nicht materiellen Gütern, und zweitens der Ergebnisungleichheit, also der ungleichen Verteilung dieser Güter.

Chancen- wie Ergebnisgleichheit unterliegen normativen Vorstellungen. So gelangen gemäss einer funktionalistischen Perspektive mit auf meritokratischen Prinzipien beruhendem Verteilungsmechanismus die «Personen mit den richtigen Kompetenzen» an die «richtigen sozialen Positionen». Die Konflikttheorie hingegen versteht solche Zuordnungs- und Verteilungsprozesse als gesellschaftliche Aushandlungen von knappen und wertgeschätzten Gütern, die auf Zugangsbarrieren für soziale Gruppen sowie Diskriminierung und Ausschluss beruhen.² Die Unterscheidung zwischen Chancen- und Ergebnisgleichheit ist eng verknüpft mit der sogenannten «meritokratischen Triade» von Bildung, Beruf und Einkommen und verstellt den Blick auf die Sozialstruktur mit all ihren Stratifikationsmerkmalen.³

Vertikale und horizontale Ungleichheiten

Die vertikale soziale Ungleichheit beruht auf Bildung, Einkommen, Vermögen und der Stellung im Beruf und in der (bezahlten) Arbeitswelt. Horizontale Ungleichheiten bezeichnen Stratifizierungsmerkmale aufgrund sozialer Schliessung und beruhen auf gesellschaftlich als relevant bewerteten sozialen Kategorisierungen und Grenzziehungen. Analytisch – aber nicht trennscharf – beziehen sich diese auf askriptive individuelle Merkmale wie das Geschlecht und das Alter oder kollektive Merkmale wie die ethnische, nationale oder religiöse Gruppenzugehörigkeit. Einige dieser Kategorien werden als weitgehend wähl- und veränderbar beurteilt. So ist es möglich, einen Lebensstil und kulturelle Präferenzen zu verändern. Andere Kategorien wie Geschlecht, Ethnizität, Alter oder soziale und regionale Herkunft hingegen gelten als weitgehend stabil.

Soziale Positionen sind vertikal geschichtet und horizontal geordnet. Sie zeichnen sich durch den unterschiedlichen Zugang zu gesellschaftlich wertgeschätzten Gütern und durch die soziale Wertschätzung von geleisteten Tätig-

2 Staub, Ivo. (2012): Heterogenitäten und Ungleichheiten: Zwei Seiten sozialer Differenzierung, in: Newsletter Studienbereich Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit der Universität Freiburg 11, S. 5–12.

3 Breen, Richard und Jan O. Jonsson (2005): Inequality of Opportunity in Comparative Perspective: Recent Research on Educational Attainment and Social Mobility, in: Annual Review of Sociology 31, S. 223–243.

Résumé

L'idée que l'ordre social n'est pas naturel, mais créé et modifiable par les êtres humains, nous vient des Lumières. Depuis lors, toute une série de concepts théoriques sont entrés dans le débat sur les inégalités sociales. Mais quels sont ceux qui conviennent le mieux comme base pour des mesures concrètes visant l'idéal de l'égalité entre tous les êtres humains ?

Cet article aborde la question en mettant l'accent sur les concepts d'« inégalité sociale » et de « diversité ». Traditionnellement, on distingue deux perspectives sur les inégalités sociales : premièrement, l'inégalité des chances, c'est-à-dire l'inégalité des possibilités d'accéder à des biens socialement valorisés, qu'ils soient matériels ou immatériels, et deuxièmement, l'inégalité des résultats, c'est-à-dire la répartition inégale de ces biens.

Cette distinction est étroitement liée à la « triade méritocratique » de l'éducation, de la profession et des revenus et tend à brouiller la perspective sur la structure sociale avec toutes ses caractéristiques de stratification.

Quant au concept de diversité, il souligne la variété des traits distinctifs des individus, tels que l'âge, le sexe, l'appartenance ethnique, la nationalité et autres, et contribue ainsi potentiellement à une plus grande sensibilité aux différences dans des sociétés de plus en plus hétérogènes.

keiten aus. Je nach Perspektive werden soziale Ungleichheiten dabei als «ungerechtfertigte» oder «gerechtfertigte Ungleichheiten»⁴ beurteilt.

Die Vorstellung einer idealen Sozialstruktur in modernen demokratischen Gesellschaften besteht nach dem Soziologen Harold R. Kerbo darin, dass sie auf einer legitimierenden Rechtsideologie beruht und die Durchlässigkeit sozialer Kategorisierungen sowie die Erwerbbarkeit sozialer Positionen durch Leistung gewährleistet.

Das Idealbild des auf meritokratischen Kriterien beruhenden vertikalen Klassen- oder Schichtsystems klammert Machtverhältnisse aus und wird von horizontalen Ungleichheiten durchkreuzt.⁵ Globalisierung, Migration und die Verflechtung verschiedener gesellschaftlicher Bereiche führen zudem zu einer Ausdifferenzierung und Weiterentwicklung von Erklärungsansätzen zu Globalisierung, Individualisierung, zur These des «Death of Class» oder zur «kulturellen Wende» in den Geistes- und Sozialwissenschaften, die sich vermehrt kulturellen Präferenzen von Individuen und Milieus zuwenden.

4 Hinsch (2002).

5 Staub (2012).

Zwei Perspektiven auf das Konzept der Diversität

Diversität bezieht sich auf sozial kategorisierte und wahrgenommene Differenzen von sozialen Gruppen: sozioökonomischer Status, Ethnizität, Religion, Sprache, Geschlecht, Alter, politische und sexuelle Orientierung und weitere mehr. Das Konzept der Diversität (Diversity) stammt aus den Bürgerrechtsbewegungen in den USA der 1960er- und 1970er-Jahre. In dieser Zeit dominierte eine funktionalistische Perspektive die Argumente zur Legitimation der Zuordnungs- und Verteilungsmechanismen; konflikttheoretische Perspektiven auf die Machtverhältnisse standen hingegen weniger im Fokus.

Die Sozialwissenschaften, die sich mit dem Diversitäts-Konzept befassen, machen insbesondere auf unterschiedliche Schliessungsprozesse aufmerksam, weshalb gesetzliche Regelungen eine Möglichkeit bieten, die Zuordnungs- und Verteilungsmechanismen für benachteiligte soziale Gruppen zu verbessern. Die Wirtschaftswissenschaften (Management), die das Diversitätskonzept in den 1980er-Jahren ebenfalls übernahmen, heben die Potenziale für die Zielsetzungen von Organisationen hervor, die in den Differenzen zwischen Menschen, ihrer unterschiedlichen Herkunft und Wissensbeständen liegen.⁶

Der sozialwissenschaftliche Ansatz verfolgt also das Ziel, aufzuzeigen, wie für benachteiligte soziale Gruppen Chancengleichheit und Verteilungsungleichheiten reduziert werden können; der wirtschaftswissenschaftliche Ansatz betont die Chancen von Differenzen für die Gesellschaft und ihre Institutionen und blendet mögliche ungerechtfertigte Ungleichheiten von sozialen Positionen aus oder verschleiert sie, beispielsweise durch Essentialisierung von ethnischer Zugehörigkeit oder gesellschaftliche Wertungen von Geschlecht. Beiden Diversitätsansätzen gemein ist, dass sie soziale Kategorisierung nicht grundsätzlich infrage stellen und eher schliessen als öffnen. Allerdings tragen sie möglicherweise zu einer grösseren Sensibilität für Differenzen in zunehmend heterogenen Gesellschaften bei.

Welches Konzept für das Ideal der Gleichwertigkeit?

Die Konzepte der sozialen Ungleichheit und der Diversität enthalten beide Vorstellungen von «gerechtfertigten» und «ungerechtfertigten» Ungleichheiten, die wiederum in Zusammenhang mit unterschiedlichen Vorstellungen von sozialer Gerechtigkeit⁷ stehen und sich auf die institutionelle Grundstruktur und die Sozialstruktur von Gesellschaften beziehen.⁸

Welches Konzept ist besser als Grundlage für Massnahmen geeignet, das Ideal der Gleichartigkeit und Gleichwertigkeit der Menschen zu verwirklichen, die soziale Ungleichheit oder die Diversität? Differenzen zwischen den Menschen zu betonen, bedeutet die fortlaufende Reproduktion von Differenzlinien, eröffnet Chancen für bestimmte soziale Gruppen und schliesst sie für andere; Differenzen zu entthematisieren, verschiebt den Fokus von sozialen Gruppen weg hin zu generellen Massnahmen zur Erhöhung der Chancen- und Verteilungsgleichheit, benachteiligt möglicherweise soziale Gruppen mit unvorteilhaften Ausgangsbedingungen. In der Praxis schliessen sich der Fokus auf universelle Massnahmen, öffentliche Güter sowie soziale Sicherheit zur Reduktion sozialer Ungleichheiten und der Fokus auf Massnahmen zur Anerkennung und gesetzliche Regelungen zur Behebung von Benachteiligungen infolge Differenzen aus dem Diversitätsansatz nicht aus. Sie sind im Sinn der differenzbewussten Umverteilung von Lebenschancen kombinierbar.

Literatur

- Budowski, Monica und Michael Nollert (2008): Soziale Gerechtigkeiten, Zürich.
- Gardenswartz, Lee und Anita Rowe (1994): Diverse Teams at Work: Capitalizing on the Power of Diversity, Chicago.
- Hinsch, Wilfried (2002): Gerechtfertigte Ungleichheiten. Grundsätze sozialer Gerechtigkeit, Berlin, New York.
- Kerbo, Harald R. (2003): Social stratification and inequality: class conflict in historical and comparative perspective, 5. Aufl., New York.
- Piketty, Thomas (2013): Le capital au XXI^e siècle, Paris.

DOI

10.5281/zenodo.3718625

Zur Autorin

Monica Budowski ist Professorin für Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit am Departement für Sozialarbeit, Sozialpolitik und Globale Entwicklung der Universität Freiburg. Sie forscht und publiziert unter anderem über soziale Ungleichheit, prekären Wohlstand, subjektives Wohlbefinden und Lebensqualität.



6 Gardenswartz/Rowe (1994).

7 Budowski/Nollert (2008).

8 Hinsch (2002).

Wer hat, dem wird vererbt?

Marius Brühlhart

Der Umfang der vererbten Vermögen wächst rasant. Dieses Jahr sind es geschätzte 95 Milliarden Franken. Viele Beobachter sehen darin eine Entwicklung, die Vermögensungleichheiten zementiert, ja verstärkt. Dem ist jedoch nicht unbedingt so.

In der Schweiz wird dieses Jahr doppelt so viel Geld über Erbschaften und Schenkungen umverteilt wie durch die AHV: Geschätzten 95 Erbschaftsmilliarden stehen 46 Milliarden an ausbezahlten AHV-Renten gegenüber. Dieser Vergleich ist gar nicht so abwegig, wie er scheinen mag, denn mittlerweile fließt die Hälfte der Erbschaften an Erben im Rentenalter.

Während die AHV explizit darauf abzielt, Einkommensunterschiede zu reduzieren, werden Erbschaften gemeinhin als Treiber zunehmender wirtschaftlicher Ungleichheiten betrachtet. Gemäss einer verbreiteten Ansicht beflügelt die weitgehende Steuerbefreiung von familieninternen Erbschaften und Schenkungen die wirtschaftliche Polarisierung der Schweizer Bevölkerung.

Die Initianten der eidgenössischen Erbschaftssteuervorlage von 2015 priesen ihre Idee denn auch in erster Linie als «Gegensteuer» zu einer immer ungleicheren Verteilung der Vermögen. Die Vorlage wurde haushoch verworfen, wohl in erster Linie, weil die Bevölkerung nur dann neue Steuern zu billigen bereit ist, wenn sie eine existierende Steuer ersetzen oder wenn auf der Ausgabenseite klarer Bedarf besteht.

Könnte es nun sein, dass die Initianten nicht nur mit ihrer Einschätzung der Volksmeinung, sondern gar mit ihrer zentralen Prämisse falsch lagen? Befeuern Erbschaften die Vermögensungleichheit überhaupt? In der Debatte von 2015 hat niemand diese Frage ernsthaft gestellt, aber im Lichte neuer Erkenntnisse scheint die Antwort gar nicht so klar, wie man meinen könnte.

Ungleichheit ist relativ

Seit der Diskussion von 2015 wurden zwei auf detaillierten Schweizer Daten beruhende Studien zu diesem Thema veröffentlicht. Die Berner Soziologen Ben Jann und Robert Fluder haben Steuerdaten aus dem Kanton Bern über den Zeitraum 2002–2012 ausgewertet.¹ Die Studie dokumentiert, dass ein grosser Teil der Erbschaften an bereits vermögende Personen fließt. Sie zeigt beispielsweise auf, dass 18 Prozent der Erbschaften an Erben gehen, die eh schon zum Top-1-Vermögensprozent gehören. Die Autoren schliessen auf das Matthäus-Prinzip: «Wer hat, dem wird gegeben.»

Dieser Befund ist zweifelsohne korrekt. Aber er greift zu kurz, um Rückschlüsse auf die Verteilungswirkung von Erbschaften zu machen. Es ist nämlich denkbar, dass Erbschaften die Vermögensungleichheit verringern, auch wenn Reiche im Schnitt mehr erben als Arme.

Nehmen wir ein einfaches Zahlenbeispiel. Ein «armer» Erbe mit 50 000 Franken Vermögen erhält 100 000 Franken und sein Nachbar mit fünf Millionen Franken Vermögen erbt eine Million Franken. Der Reiche erbt zehnmal mehr als der Arme: Wer hat, dem wird gegeben.

Aber das Vermögen des Armen hat sich dank der Erbschaft verdreifacht, ein Anstieg von 200 Prozent, während das Vermögen des Reichen um bloss 20 Prozent gewachsen ist. Das Verhältnis ihrer Vermögen ist somit von 100 zu 1 auf 40 zu 1 geschrumpft. Die Vermögensungleichheit ist gemäss aller gängigen Ungleichheitsmasse – Gini-Index, Perzentilverhältnisse und wie sie alle heissen – kleiner geworden.

1 Jann/Fluder (2015).



Initiativen zur Erhöhung der Besteuerung grosser Vermögen und Erbschaften haben beim Schweizer Volk einen schweren Stand. Die «Reichtumsteuer-Initiative» von 1977 wurde deutlich abgelehnt. Abstimmungsplakat von Bernard Schlup nach einem Gemälde von Ferdinand Hodler.

Der springende Punkt ist, dass Ungleichheitsmasse auf relativen Unterschieden beruhen. Der relative Unterschied in meinem Beispiel ist von 100 zu 1 auf 40 zu 1 gefallen, obwohl der absolute Unterschied um 900 000 Franken gewachsen ist.

Kommen wir zurück auf die 18 Prozent der Erbschaften, die gemäss der Berner Daten Empfängern im Top-1-Vermögensprozent zugutekommen. Das ist ein hoher Anteil für diese privilegierte Gruppe. Sie bekommen 18 Mal mehr vom Erbschaftskuchen, als wenn dieser Kuchen auf alle gleich verteilt würde. Aber der Anteil dieser gleichen Gruppe an den gesamten steuerbaren Vermögen liegt in der Schweiz mittlerweile bei über 40 Prozent.² Die Top-1-Prozenter halten also einen grösseren Teil am Vermögenskuchen als ihnen vom Erbschaftskuchen zukommt. Das bedeutet wiederum, dass sich Erbschaften ausgleichend auf die Vermögensverteilung auswirken.

2 Brühlhart (2019).

Zu eben diesem Befund kommt die zweite Schweizer Studie jüngerer Datums. Peter Moser vom Statistischen Amt Zürich hat Zürcher Steuerdaten über den Zeitraum 2006–2015 ausgewertet.³ Er verfügt zwar über keine direkten Daten über Erbschaften, beobachtet aber, dass die Vermögensdisparitäten unter Steuerzahlern im Alterssegment 57–67 markant zurückgehen. Da dies ein besonders stark von Erbschaften betroffener Lebensabschnitt ist, schliesst Peter Moser auf eine ausgleichende Wirkung der Erbschaften.

In der Schweiz hat bislang noch keine Studie den Effekt von Erbschaften und Schenkungen auf die Vermögensverteilung explizit analysiert; die beiden vorliegenden Studien lassen nur indirekt Rückschlüsse auf diesen Wirkungskanal zu. Leider fehlen bisher die dafür nötigen umfassenden Steuerdaten.

Skandinavien als Referenz

In Skandinavien ist die Datenlage besser, was dort detaillierte Studien mit grossen Fallzahlen erlaubt. Auswertungen aus Dänemark⁴ und Schweden⁵ zeigen, dass das Reich-Arm-Gefälle bei den Erbschaften weniger stark ausfällt als bei den Vermögen. Somit bestätigt sich der Befund, dass Erbschaften die Vermögensungleichheit reduzieren. Die schwedische Studie zeigt zudem auf, dass die Erbschaftssteuer die Vermögensungleichheiten eher verschärft als vermindert hat, da sie trotz eines progressiven Steuertarifs einen höheren Anteil am Gesamtvermögen (Erbschaft plus existierendes Vermögen) von weniger vermögenden als von sehr vermögenden Erben darstellte.

Eine ebenfalls auf schwedische Daten gestützte aktuelle Studie⁶ zeigt hingegen auf, dass arme Erben ihr Erbe rascher konsumieren als reiche Erben. Über einen Zeitraum von zehn Jahren nach dem Erbgang konsumieren die meisten Leute ihr gesamtes Erbe. Dabei entfällt in den ersten Jahren nach der Erbschaft über ein Drittel dieses Konsums auf Autos. Nebst zusätzlichem Konsum ist in den Daten auch ein Rückgang der Arbeitseinkommen von Erben erkennbar: Viele Erben gönnen sich etwas mehr Freizeit.

Die grosse Ausnahme sind Erben im Top-1-Vermögensperzentil. Deren geerbte Vermögen sind auch zehn Jahre nach dem Erbgang noch weitgehend intakt. Dieser Unterschied beim Vermögensverzehr zwischen Top-1-Prozenter und dem Rest der Bevölkerung führt dazu, dass Erbschaften in der langfristigen Betrachtung die Vermögensungleichheit vergrössern. Wenn man daraus auf einen längeren Horizont extrapoliert, erscheinen Erbschaften durchaus wieder als Treiber von dynastischer Vermögenskonzentration und langfristiger Ungleichheit.

3 Moser (2019).

4 Boserup, Kopczuk und Kreiner (2016).

5 Elinder, Erixson und Waldenström (2018).

6 Nekoei und Seim (2019).

Résumé

Le volume des fortunes héritées augmente de manière rapide. Cette année, elles sont estimées à 95 milliards de francs. De nombreux observateurs y voient un développement qui cimentera, voire renforcera, les inégalités de richesse et font référence à l'effet Matthieu : « on donnera à celui qui a ». Pourtant, la réponse à la question de l'impact de l'héritage sur l'augmentation des inégalités de richesse n'est pas aussi évidente qu'on pourrait le penser.

À court terme, on constate, selon les mesures habituelles d'inégalité (indice de Gini, ratios de centiles, etc.), que les héritages ont plutôt tendance à équilibrer la répartition des richesses : proportionnellement à leur fortune existante, les héritiers les plus pauvres reçoivent généralement plus que les plus riches. Toutefois, une étude longitudinale menée en Suède montre qu'à long terme, les héritages peuvent accroître les inégalités de richesse. Alors que la plupart des gens dépensent leur héritage dans les dix ans, le 1% des héritiers les plus fortunés conservent le leur. Dans quelle mesure ces résultats s'appliquent à la Suisse, nous ne le savons pas vraiment. Certains éléments indiquent cependant que les héritages n'alimentent pas autant les inégalités de richesse qu'on ne le suppose généralement.

Die Erkenntnisse aus den schwedischen Daten legen auch nahe, dass eine Erbschaftssteuer erst dann von oben nach unten umverteilt, wenn sie stark progressiv ausgestaltet ist. Konkret bedingt das eine markant stärkere Belastung des obersten Vermögensprozents. Die Erbschaftssteuer, über die wir 2015 abgestimmt haben, sah einen Freibetrag von zwei Millionen Franken vor und wurde diesem Kriterium somit gerecht. Die noch existierenden kantonalen Erbschaftssteuern auf direkte Nachkommen jedoch haben viel tiefere Freibeträge, im Kanton Neuenburg zum Beispiel sind es bloss 50 000 Franken. Ob diese Steuern – nebst ihren Vorzügen gegenüber leistungshemmenden Steuern – überhaupt progressiv wirken, ist fraglich.

Wir wissen allerdings nicht wirklich, wie es in der Schweiz um die Entwicklung der Ungleichheit unter Erben, und zwischen Erben und Nichterben, bestellt ist und wie sich Erbschaftssteuern hierzulande auf die Vermögensverteilung auswirken. Es bleibt also noch viel Forschungsarbeit.

•
Dieser Text erschien im Februar 2020 in einer kürzeren Version bereits im Online-Forum für Schweizer Wirtschaftspolitik batz.ch.

Literatur

- Boserup, Simon H., Wojciech Kopczuk und Claus T. Kreiner (2016): The Role of Bequests in Shaping Wealth Inequality: Evidence from Danish Wealth Records, in: American Economic Review 106, 5, S. 656–661. DOI: 10.1257/aer.p20161036.
- Brülhart, Marius (2019): Erbschaften in der Schweiz: Entwicklung seit 1911 und Bedeutung für die Steuern, in: Social Change in Switzerland 20, Lausanne. DOI: 10.22019/SC-2019-00008.
- Elinder, Mikael, Oscar Erixson und Daniel Waldenström (2018): Inheritance and Wealth Inequality: Evidence from Population Registers, in: Journal of Public Economics 165, S. 17–30. DOI: 10.1016/j.jpubeco.2018.06.012.
- Jann, Ben und Robert Fluder (2015): Erbschaften und Schenkungen im Kanton Bern, Steuerjahre 2002 bis 2012, University of Bern Social Sciences Working Papers 11, Bern.
- Moser, Peter (2019): Vermögensentwicklung und -mobilität, statistik.info 2, Statistisches Amt des Kantons Zürich.
- Nekoei, Arash und David Seim (2019): How Do Inheritances Shape Wealth Inequality? Theory and Evidence from Sweden. Arbeitspapier, Stockholm und Uppsala.

DOI

10.5281/zenodo.3716148

Zum Autor

Marius Brülhart ist ordentlicher Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität Lausanne (HEC Lausanne). In seiner Forschung befasst er sich insbesondere mit Steuerthemen, Wirtschaftsgeografie und dem internationalen Handel.



Du lobbying discret à la rhétorique de la délocalisation.

Les transformations récentes du pouvoir des élites économiques suisses

*Felix Bühlmann, André Mach,
Stéphanie Ginalski et Thomas David*

Depuis les années 1990, le profil des élites économiques suisses s'est profondément transformé. Ces élites sont devenues plus internationales, plus « managériales », et ont eu tendance à délaissé les liens personnels et directs avec le monde politique suisse. Ces transformations, combinées aux changements des règles du jeu politique, ont contribué à l'émergence de nouveaux mécanismes de pouvoir : les politiques « discrètes » ont été remplacées par des politiques plus démonstratives. Cette situation a rendu les rapports de pouvoir plus imprévisibles.

Les analyses mobilisant les concepts d'« élite » et de « masses » ne se limitent pas à étudier la répartition inégale des ressources dans nos sociétés. Faire des recherches sur les élites nous permet aussi de comprendre les stratégies qui produisent, maintiennent et renforcent ces inégalités. Les élites ont en effet un intérêt manifeste à préserver les mécanismes qui non seulement assurent une distribution des richesses en leur faveur, mais légitiment cette répartition auprès de la population. Dans cette contribution, nous mon-

trons comment le profil des élites économiques en Suisse se transforme à partir des années 1990 et de quelle manière l'exercice du pouvoir par les grandes entreprises s'adapte aux évolutions du contexte économique, marquées par une libéralisation croissante des échanges économiques, et aux nouvelles règles du jeu politique, caractérisé par un renforcement du Parlement et une médiatisation accrue des débats. Si le pouvoir instrumental des entreprises helvétiques, à savoir les stratégies discrètes de lobbying pour influencer les acteurs politiques, s'en trouve affaibli, en revanche leur pouvoir structurel, dans un contexte de marchés globalisés, s'est renforcé grâce à la crédibilité accrue des menaces de délocalisation des investissements et de l'emploi.



Au centre de l'attention publique : Philippe Hildebrand, ancien président de la Banque nationale suisse, répond aux médias.

Les élites économiques suisses au XX^e siècle

Dans un pays qui se caractérise par un État central faible et des intérêts économiques fortement organisés, les élites économiques et les associations patronales helvétiques ont été les architectes centraux des institutions socio-économiques libérales, telles que la régulation du marché de l'emploi et des marchés financiers, le système de formation duale ou la gouvernance d'entreprise. Depuis la fin du XIX^e siècle, ces élites – les dirigeants des plus grandes entreprises et des associations patronales – représentent des acteurs majeurs dans la construction et la stabilisation des règles et des institutions qui sont au cœur du fonctionnement de l'économie helvétique. Traditionnellement, elles ont eu tendance à privilégier des canaux d'influence informels (commissions extraparlimentaires, consultations législatives) plutôt que les institutions démocratiques formelles ; de même, elles ont cherché à traiter de manière discrète et à « dépolitiser » les dossiers de politique économique et sociale. C'est dans ces conditions que le pouvoir des élites économiques était le plus fort et qu'elles furent capables de réguler, à l'abri des pressions démocratiques, les questions socio-économiques. On peut parler à cet égard de politique « silencieuse » ou « tranquille »¹ qui a largement prévalu durant la majeure partie du siècle suivant. Trois facteurs, qui se sont progressivement mis en place durant le XIX^e siècle, ont contribué à l'émergence d'une telle économie politique en Suisse : la capacité politique limitée de l'État fédéral, la forte tradition d'autorégulation par les associations économiques et la domination des partis de droite dans la vie politique.

Le profil des élites économiques helvétiques a renforcé leur cohésion, en particulier après la Première Guerre mondiale. Leurs membres étaient de sexe masculin, de nationalité suisse et d'origine sociale élevée ; ils étaient en possession d'un titre de formation universitaire en droit, officiers dans l'armée, proches des partis de droite. Ils occupaient souvent plusieurs sièges dans les conseils d'administration de grandes entreprises helvétiques ou dans les comités des associations patronales.

La césure des années 1990

Au cours des années 1990, caractérisées par une faible croissance, une augmentation considérable du taux de chômage et des pressions économiques internationales, les élites économiques se sont profondément transformées – les milieux d'affaires sont devenus de plus en plus divisés, le pouvoir des élites s'est reconfiguré. Trois dynamiques expliquent cette césure : premièrement, depuis les années 1990, on observe une fragmentation croissante des élites économiques et une modification de leurs relations avec le monde politique. Cette fragmentation résulte de la transformation du profil sociologique des dirigeants des plus grandes entreprises suisses. La part des étrangers a augmenté de manière considérable, plus de femmes ont été élues dans les conseils d'administration des grandes entreprises et les formations en management ont gagné en importance au détriment des études en droit. L'armée n'est plus un passage aussi important qu'avant pour ces élites et perd sa fonction de ciment social et idéologique. Ces changements ont affecté la capacité de coordination et la cohésion des élites helvétiques.

Deuxièmement, la fragmentation des élites économiques s'est aussi accentuée en raison de leurs divisions politiques croissantes. Alors que la construction d'un « front uni » a constitué pendant longtemps une force majeure des milieux économiques suisses, les représentants des plus

1 C'est le politiste américain Pepper Culpepper qui a forgé le terme de « quiet politics », par opposition à la « noisy politics ».

grandes firmes multinationales lancent en 1990 (avec le livre blanc « Mut zum Aufbruch ») un programme néolibéral destiné à revitaliser l'économie helvétique. Cela a accentué les divisions entre les différentes composantes des milieux d'affaires suisses.

Troisièmement, les élites économiques ont été affectées par les changements dans la manière de faire de la politique. Dans un contexte beaucoup plus polarisé, caractérisé par les succès électoraux de l'UDC, une médiatisation croissante de la politique, une plus grande pression internationale et une professionnalisation du Parlement, il est impossible – en tout cas beaucoup plus difficile – de faire de la politique « à huis clos ». Si l'on ajoute une demande de transparence accrue de la part du public, les processus politiques en Suisse sont devenus plus « visibles » et ont contribué à affaiblir le pouvoir des élites économiques.

Les divisions croissantes au sein des élites économiques suisses

Les nouvelles impulsions pour des réformes néolibérales de certaines fractions des élites économiques helvétiques illustrent les divisions croissantes des milieux d'affaires. Ces dernières opposent les fractions les plus internationalisées aux secteurs orientés vers l'économie domestique. La question de la libéralisation des marchés domestiques, souvent liée à l'adaptation de la législation suisse aux normes de l'Union européenne, est notamment concernée, comme dans le cas des politiques de concurrence, de migration ou agricole. Par ailleurs, les tensions entre le secteur financier et le secteur industriel s'accroissent durant les années 1990 ; elles s'expriment à l'occasion du grounding de Swissair au début du XXI^e siècle et du rachat hostile de certains fleurons industriels helvétiques par des « raiders »². L'ancienne alliance entre les banques et l'industrie s'affaiblit.

Ces diverses dynamiques modifient progressivement les règles du jeu de la politique suisse. Le centre de gravité du processus décisionnel se déplace des arènes de négociations discrètes et informelles vers des institutions plus formelles, des questions peu thématiques et politisées deviennent beaucoup plus saillantes. Au lieu de se faire à huis clos, la politique économique se caractérise par des débats parlementaires controversés, des campagnes médiatiques et par l'utilisation plus fréquente des outils de la démocratie directe. En outre, la pression internationale affaiblit les groupes d'intérêt nationaux et renforce le gouvernement et son administration dans des institutions plus formelles, en partie imposées par les négociations internationales. Finalement, les commissions extraparlémentaires, en tant qu'arènes des négociations informelles entre les patrons

2 Des financiers achetant des titres en Bourse pour prendre le contrôle d'une entreprise.

Zusammenfassung

Die Analyse von Eliten erschöpft sich nicht darin, die ungleiche Verteilung von Ressourcen zu untersuchen. Es geht auch darum, die Strategien zu verstehen, welche diese Ungleichheiten erzeugen und aufrechterhalten. Das 20. Jahrhundert war geprägt von einer «stillen Politik». Unternehmer und andere Wirtschaftsführer, verankert in nationalen Netzwerken und mit direktem Draht in die Politik, nutzten informelle Kanäle, um Einfluss auszuüben, und versuchten, wirtschafts- und sozialpolitische Themen zu «entpolitisieren». Seit den 1990er-Jahren hat sich das Profil der Wirtschaftseliten in der Schweiz grundlegend gewandelt. Die Akteure der neuen Wirtschaftselite, internationaler und «managerialer» als zuvor, gaben persönliche und direkte Verbindungen in die Politik tendenziell auf. Zugleich sind die Strategien der Schweizer Wirtschaftseliten «lärmiger» geworden. Sie haben sich an den politischen Spielregeln angepasst, die sich als Reaktion auf die Globalisierung der Märkte und der Stärkung der medialen Öffentlichkeit herausbildeten. Die instrumentelle Macht der Wirtschaftseliten, etwa durch diskretes Lobbying, ist schwächer geworden, die strukturelle Macht von Grossunternehmen hingegen stärker.

des entreprises et les représentants de l'État, se transforment profondément. Depuis les années 1990, un Parlement revalorisé et plus professionnel exige davantage de transparence en leur sein.

L'érosion du pouvoir instrumental des élites économiques suisses

La cohésion des milieux d'affaires, la prédominance des institutions d'autorégulation et la faible saillance des questions économiques ont donc progressivement fait place à une importance accrue des institutions formelles et à la médiatisation de plus en plus forte des questions économiques et sociales. Plusieurs initiatives populaires dans les années 2000 et 2010 témoignent de ce changement.

En 2006, par exemple, Thomas Minder, alors petit entrepreneur sans affiliation et soutien politique, lance l'initiative populaire « contre les rémunérations abusives » qui prévoyait un vote obligatoire sur le salaire des membres de la direction et du conseil d'administration. Elle incluait aussi une interdiction des parachutes dorés et une réélection annuelle des membres du conseil d'administration. Les organisations patronales s'opposent fortement à l'initiative, en particulier Économiesuisse, qui organise et finance généreusement la campagne contre l'initiative. Peu de dirigeants osent toute-

fois intervenir dans le débat public. Alors même que tous les partis de droite rejettent l'initiative sur le plan national, leurs représentants se montrent peu actifs durant la campagne. En mars 2013, l'initiative est largement acceptée par 67,9% de la population. Historiquement, l'initiative Minder constitue la plus lourde et importante défaite d'Économiesuisse. Peu après, son président et son directeur exécutif démissionnent de leurs fonctions.

L'initiative « contre l'immigration de masse », lancée par l'UDC en 2011 et acceptée le 9 février 2014, constitue une autre défaite des milieux d'affaires. Ce vote populaire représentait un enjeu central, car il mettait directement en question les accords bilatéraux avec l'Union européenne, en prévoyant l'introduction de quotas annuels pour des travailleurs étrangers et donc l'abandon de la libre circulation des personnes. À la suite d'une campagne politique intense, l'initiative est acceptée par une petite majorité des votants (50,3%). Ce résultat représente une défaite retentissante pour la grande majorité des élites économiques. Toutes les organisations patronales ont donné une recommandation de vote négative – même si l'Union suisse des arts et des métiers (USAM) était clairement divisée. Son président, Jean-François Rime, entrepreneur et parlementaire UDC, était membre du comité de l'initiative et certaines sections de l'USAM étaient en faveur de l'initiative. De nouveau, les élites économiques n'étaient pas unies, ce qui explique leur débâcle.

Un pouvoir structurel renforcé

Même si ces initiatives semblent illustrer l'affaiblissement du « pouvoir instrumental » des élites économiques suisses, cela ne veut pas dire que les milieux d'affaires ont complètement perdu leur influence sur la politique helvétique. Dans un régime capitaliste globalisé et financiarisé, nous devons prendre en compte le pouvoir structurel des grandes entreprises. Il semble qu'elles essaient désormais d'influencer l'agenda des réformes par de nouvelles stratégies politiques consistant à « menacer » le gouvernement et la population par des délocalisations ou la suppression d'emplois. Le sauvetage de l'UBS, à la suite de la crise financière de 2008, est un bon exemple de ce pouvoir structurel. Durant des négociations secrètes, un groupe composé de membres de la Banque nationale suisse (BNS), de la FINMA – l'autorité fédérale de surveillance des marchés financiers – et de l'UBS met en place un plan de sauvetage, largement défini par les membres de la BNS. Même si, rétrospectivement, le sauvetage de l'UBS peut être considéré comme un succès sans conséquences financières pour les contribuables suisses, c'était loin d'être clair en 2008, au moment de l'adoption du plan.

De tels exemples illustrent la manière dont l'élite économique suisse a commencé à développer de nouvelles stratégies politiques. Ces dernières se basent moins sur ses liens étroits et discrets avec le monde politique et davantage sur son pouvoir structurel. Les dirigeants des plus grandes entreprises préfèrent faire confiance au travail des entrepri-

ses de conseil et de relations publiques, qui jouent un rôle croissant pour organiser les campagnes médiatiques et pour coordonner les stratégies d'influence. En outre, les top managers des multinationales helvétiques sont beaucoup moins impliqués dans les associations patronales nationales au profit de « global policy groups », car ces derniers leur permettent de tisser des liens transnationaux avec des élites économiques d'autres pays et de peser sur les décisions des institutions intergouvernementales ou internationales qui jouent un rôle de plus en plus important dans la gouvernance économique mondiale.

●

Pour en savoir plus

Mach, André, Thomas David, Stéphanie Ginalski et Felix Bühlmann (2020) : From Quiet to Noisy Politics : Transformations of Swiss Business Elites' Power (à paraître dans *Politics and Society*).

Link

Observatoire des élites suisses (Obelis) : www.unil.ch/obelis/fr/home.html

Base de données des élites suisses au XX^e siècle : www2.unil.ch/elitessuisses

DOI

10.5281/zenodo.3716152

Les auteur-e-s

Les auteur-e-s enseignent au sein de la Faculté des sciences sociales et politiques de l'Université de Lausanne et y coordonnent ensemble l'Observatoire des élites suisses (Obelis) rattaché à l'Institut d'études politiques et réunissant une équipe interdisciplinaire de politologues, d'historien-ne-s, de sociologues et de spécialistes IT.



Bildessay

L'inégalité vue du ciel

*Bilder: Johnny Miller, Text: Heinz Nauer,
Kuration: Howald Fosco Biberstein*

À partir de ce numéro, le recueil d'images aborde les grands défis de notre temps, tels qu'ils sont désignés dans l'Agenda 2030 des Nations unies. Avec un regard indépendant, il s'empare de questions controversées, telles que : les dérives peuvent-elles être aussi esthétiques ?

L'inégalité ne se situe qu'à un jet de pierre par-delà le mur, là-bas, où il n'y a pas d'arbres. Mais que faut-il entendre ici par inégalité ? Maisons, rues, voitures et baraques en tôle ondulée deviennent, vues du ciel, des surfaces géométriques aux formes et aux couleurs hétéroclites. Le regard du photographe américain Johnny Miller sur les métropoles de Mumbai, Nairobi, Mexico et Johannesburg se fait distant par sa vision esthétisante tout en dévoilant au plus près une urbanisation criante de disparités et révélatrice de la réalité sociale. Et non, il ne s'agit pas de photomontages.

Der Bildessay befasst sich ab dieser Ausgabe in einer Serie mit den grossen Herausforderungen unserer Zeit, wie sie in der Agenda 2030 der Vereinten Nationen benannt sind. Mit eigenständigem Blick greift er kontroverse Fragen auf, etwa: Dürfen Missstände auch ästhetisch sein?

Die Ungleichheit ist nur einen Sprung über die Mauer entfernt, dorthin, wo es keine Bäume hat. Aber was heisst hier ungleich? Häuser und Hütten und Strassen und Autos werden in der Vertikale zu diversen Geometrien und farbigen Flächen. Der Blick des US-amerikanischen Fotografen Johnny Miller auf die Metropolen Mumbai, Nairobi, Mexiko-Stadt und Johannesburg geht auf ästhetisierende Distanz und kommt so der in Stadtform übergeschwappten sozialen Realität ganz nah. Und nein, das sind keine Fotomontagen.

Bilder

- Johnny Miller, *Mumbai, India*, 2017, Drohnenfotografie
© Johnny Miller / unequalscenes.com
- Johnny Miller, *Casey Park, Johannesburg, South Africa*, 2016, Drohnenfotografie
© Johnny Miller / unequalscenes.com
- Johnny Miller, *Santa Fe 2 – Mexico City, Mexico*, 2017, Drohnenfotografie
© Johnny Miller / unequalscenes.com
- Johnny Miller, *Loresho / Kawangare, Nairobi, Kenya*, 2016, Drohnenfotografie
© Johnny Miller / unequalscenes.com
- Johnny Miller, *Khayelitsha (detail) – Near Cape Town, South Africa*, 2018, Drohnenfotografie
© Johnny Miller / unequalscenes.com
- Johnny Miller, *Alexandra – Near Johannesburg, South Africa*, 2018, Drohnenfotografie
© Johnny Miller / unequalscenes.com
- Johnny Miller, *Ixtapaluca (detail) – Mexico City, Mexico*, 2017, Drohnenfotografie
© Johnny Miller / unequalscenes.com

















Dynamiken der Globalisierung oder die Suche nach Gerechtigkeit in den Ruinen des Kapitalismus

Sabine Strasser

In den letzten Jahrzehnten bewegte sich die Anthropologie von einer fast euphorischen Perspektive auf eine Welt ohne Grenzen hin zu einer «dunklen Anthropologie», die zunehmend chronische Ungleichheit auf globaler Ebene in den Blick nahm. Diese anklagende und politisch engagierte Anthropologie bemüht sich seither um tiefe Einsichten in die Dynamiken der Globalisierung und kämpft gegen kulturelle Essentialismen und die Ungerechtigkeiten neoliberaler Transformationen. Doch aus diesen düsteren Bildern entsteht derzeit die ethnografische Suche nach dem hartnäckigen und widerständigen Leben in den Trümmern des Kapitalismus.

Der Medientheoretiker Marshall McLuhan prägte bereits in den 1960er-Jahren den Begriff «Globales Dorf»¹; er bezeichnete damit die Folgen zunehmender und weltweiter elektronischer Vernetzungen und warnte wiederholt vor «too much involvement». Andere Konzepte wie «McDonaldisierung»² wiesen später auf die drohende kulturelle und ideelle Vormachtstellung der USA und eine kulturelle An-

gleichung in diesem «Dorf». Anthropologische Beiträge der 1980er-Jahre zielten hingegen nicht auf Homogenisierungen, sondern auf die widersprüchlichen und mehrdeutigen Effekte von Globalisierung: Die Arbeiten von Anthropologen wie Eric Wolf, Arjun Appadurai oder Ulf Hannerz zeigten, wie globale Güter und Imaginationen lokal unterschiedliche Rezeptionen erfahren und erneut vielfältig vorgestellt, gefühlt und geformt werden.

Der Kampf der Sozialanthropologie gegen die «Kulturräume»

Diese theoretischen Positionen und ethnografischen Forschungen wurden vehement gegen die bis heute einflussreichen Thesen von ethnischen und kulturellen Fragmentierungen eingesetzt, die in der Folge des globalen Zusammenwachsens nach dem Ende des Kalten Krieges formuliert wurden. Die Sozialanthropologie kritisierte provokative Gegenüberstellungen wie «Jihad vs. McWorld» (Benjamin Barber)³ und insbesondere «Clash of Civilisations» (Samuel P. Huntington)⁴, die eine neue Weltordnung, in der Kulturen statt Ideologien regieren und künftige Konflikte verursachen, deutlich. Anthropologinnen und Anthropologen bekämpften Huntingtons Aufteilungen der Welt in «Kulturräume» und prangerten an, sein Beitrag sei empirisch unhaltbar und schaffe letztlich neue Grenzziehungen und Konflikte, statt bestehende zu erklären.

Sozialanthropologische Forschung zu Konflikten in postsozialistischen Kontexten der 1990er-Jahre hinterfragten simplifizierende Kulturvorstellungen: zum Beispiel für die Balkanregion, wo eine ethnische oder gar ethnischierende Linse die Komplexität der historisch gewachsenen Grenzziehungen vernachlässigte, oder in den grausamen Exzessen zwischen den Bevölkerungsgruppen der Hutu und der Tutsi in Ruanda, deren Ursachen in globalen Machtverhältnissen und kolonialen Konstruktionen statt im gewaltvollen Potenzial ethnischer Differenzen oder der unveränderbaren Essenz von Kultur gefunden wurden.

Bedrohlich wurden die Prozesse der Globalisierung mit den vielfältigen transnationalen Beziehungen somit vor allem durch den globalen neoliberalen Kapitalismus und einen zunehmenden kulturellen Fundamentalismus, dessen Vertreter auf eine Essenz und einen angeblich unveränderbaren Kern von imaginierten Gemeinschaften pochten.

1 McLuhan, Marshall (1962): *The Gutenberg Galaxy. The making of typographic man*, Toronto.
2 Ritzer, George (1995): *Die McDonaldisierung der Gesellschaft*, Frankfurt a.M. (englisches Original erstmals 1993).

3 Barber, Benjamin (1996): *Coca Cola und Heiliger Krieg. Wie Kapitalismus und Fundamentalismus Demokratie und Freiheit abschaffen*, München (das englische Original erschien im selben Jahr unter dem Titel «Jihad vs. McWorld»).

4 Huntington, Samuel P. (1996): *Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert*, München, Wien (englisches Original erschien im selben Jahr mit dem Titel «Clash of Civilisations»).

Essentialisierungen von Kultur als Problem der Wissenschaft

Der aufsteigende Rechtspopulismus im Europa der 1990er-Jahre verortete folglich in der drohenden Vermischung der Kulturen im Zeitalter der Globalisierung eine Gefahr für westliche Gesellschaften. Ein veralteter, vereinfachender und territorial fixierender Kulturbegriff fand dabei besonderen Anklang, wohingegen die Ausbreitung globaler Ökonomien und Welthandelsabkommen nicht infrage gestellt wurden.

Kultur war somit zu einem Zeitpunkt plötzlich in aller Munde, als die Sozial- und Kulturanthropologie begonnen hatte, Essentialisierungen von Kultur als Problem der Wissenschaft zu betrachten. So war es für Rechtspopulisten, wie beispielsweise den Österreicher Jörg Haider, kein Problem, der arabischen Welt und dem damaligen libyschen Präsidenten Muammar al-Gaddafi zugeneigt zu sein, solange «die Araber» in ihren angestammten Gebieten blieben. Dieser Kulturalismus, der die Vereinbarkeit von Kulturen als unmöglich erachtete und von einer territorialen Verankerung von Kulturen und deren Trägerinnen und Trägern ausging, schürte Angst vor den «ultimativ Anderen» im eigenen Land.

Die Lagerbildung zwischen kosmopolitischer Offenheit und kulturalistischer Abschottung beruhte auf wissenschaftlichen Positionen zur Globalisierung, die in der Politik unterschiedlichen Zuspruch fanden. Diesen so begründeten kulturellen Gegensätzen folgten politische Forderungen, zum Beispiel jene nach offenen Grenzen im Inneren von Europa (Schengen-Raum) in Kombination mit verstärkten Kontrollen (Stacheldraht und Abschreckung) an den Außen-gren-zen, welche die europäische Migrationspolitik bis heute überschatten.

Die sozialwissenschaftlichen Kassandrarufer gegen Grenzziehungen blieben von der Politik meist ungehört und kulturalistische Homogenisierungen bestimmen bis heute weiterhin die politischen Debatten zu globaler Migration und Kohabitation. Insbesondere die sogenannten «Flüchtlingsströme» werden oft unabhängig von der Herkunft der betroffenen Menschen als Entitäten repräsentiert, die den Westen bedrohen. Diese Konstruktion von «einheitlichen Massen», denen ein ebenfalls homogener Westen gegenübergestellt wird, werden von Ethnografinnen und Ethnografen immer wieder dekonstruiert, indem sie mit ihren Forschungen auf die Vielfalt und Handlungsfähigkeit von Geflüchteten hinweisen. Um jedoch gehört zu werden, mangelt es den konstruktivistischen Sozial- und Kulturwissenschaften offensichtlich an einfachen, klaren und populären Bildern. Repräsentation von komplexen Zusammenhängen und Selbstreflexivität, welche die Kultur- und Sozialwissenschaften im Kern ausmachen, schwächen gleichzeitig ihre Argumente in den öffentlichen Debatten.

Résumé

Au cours des dernières décennies, l'anthropologie est passée d'une perspective presque euphorique sur un monde sans frontières à une « anthropologie sombre » qui s'est de plus en plus concentrée sur l'inégalité chronique à l'échelle globale. Cette anthropologie accusatrice et politiquement engagée cherche depuis lors à comprendre en profondeur la dynamique de la mondialisation et lutte contre les essentialismes culturels et les injustices des transformations néolibérales. Depuis qu'elle se concentre sur la violence structurelle et la souffrance humaine, la discipline se penche de plus en plus sur des questions existentielles qui comprennent les crises non pas comme des exceptions inattendues, imprévisibles et incontrôlables, mais comme s'inscrivant dans la normalité et la continuité. De ce point de vue, la mondialisation n'est plus considérée comme un processus créatif de production du futur, qui crée des innovations culturelles et des options postnationales, mais plutôt comme un effet du néolibéralisme avec toutes ses dérégulations déstabilisantes.

Toutefois, dans ces débats autour des transformations néolibérales et d'un capitalisme sans scrupule, d'autres voix se font également entendre pour dissuader d'envisager le néolibéralisme comme un « raz-de-marée » inexorable, et inviter plutôt à en analyser les différentes facettes et conséquences. De ce sombre tableau émerge actuellement la recherche ethnographique de la vie qui persévère et résiste dans les ruines du capitalisme.

«Dunkle Anthropologie»

Mit der Jahrtausendwende setzte sich, nicht zuletzt wegen dieser immer deutlicheren kulturellen Fundamentalismen und deren zusätzlicher Stärkung durch den 11. September 2001, eine sogenannte «dunkle Anthropologie» («dark anthropology») durch. Die bekannte US-amerikanische Anthropologin Sherry Ortner versteht darunter anthropologische Beiträge, die während einer anhaltend neoliberalen und damit zunehmend brutalen Version des Kapitalismus Gewalt, Leiden und chronische Ungleichheit in den Mittelpunkt ihrer Forschungen rückten. Ausdruck einer anklagenden und engagierten Anthropologie, die zwar schonungslos aufdeckt, aber keine alternativen Antworten auf Gewalt und Macht anbietet, sind die Arbeiten von Jean und John Comaroff. Sie legen detaillierte Analysen zum Kolonialismus vor mit tiefen Einsichten in den «Milleniumskapitalismus», der ihrer Ansicht nach Homogenisierung gleichzeitig mit neuer Vielfalt zulässt und Armut wie Reichtum hervorbringt.

Der Einfluss der «dunklen Seiten der Disziplin» ging über die Entwicklungen in den USA hinaus. Sie waren eng mit politischen Entwicklungen auch anderswo verwoben, die neue Formen von innerstaatlichen Konflikten genauso umfassten wie Reflexionen zu den Auswirkungen extensiver Ausbeutung von Mensch und Umwelt und die in Europa laut dem libanesisch-australischen Anthropologen Ghassan Hage in einen «umgekehrten Siedlerkolonialismus» während des Sommers der Migration 2015 mündete.

Neoliberale Transformationen und das Ende der Globalisierung?

Der disziplinäre Blick wendet sich, seit er stärker auf Gewalt und das Leiden der Menschheit fokussiert, zunehmend auch existenziellen Fragen zu, die Krisen nicht als unerwartete, unvorhersehbare und unkontrollierbare Ausnahme verstehen, sondern – zumindest für den globalen Süden – als Normalität und Kontinuität. Ethnografien zu Krisen zeigen, wie ökonomische und ökologische Bedingungen der fortgesetzten Ausweglosigkeit in manchen Gegenden des globalen Südens zu Migration und Flucht beitragen. Prekarität, verstanden als ein Leben ohne Hoffnung auf eine Zukunft in Stabilität, ist nicht mehr nur ein Problem der benachteiligten Anderen. Der gegenwärtige Umgang mit den Geflüchteten an den Aussengrenzen der Europäischen Union, vor allem am Mittelmeer wie auch in der Sonora-Wüste an der US-amerikanischen Grenze zu Mexiko oder vor den Küsten Australiens, bringt ethnografische Forschungen auf die Spuren der Toten, jedoch immer wieder auch zu neuen Formen von Solidarität.

Globalisierung wird in dieser Perspektive nicht mehr als kreativer Prozess der Produktion von Zukunft gesehen, der kulturelle Innovation und postnationale Optionen schafft, sondern vielmehr als Effekt des Neoliberalismus mit seinen destabilisierenden Deregulierungen. Nach Meinung von Jean und John Comaroff wurden Strategien der Unterwerfung gar zuerst im globalen Süden erprobt, bevor sie im globalen Norden Zusammenhalt und Sicherheit aus den Angeln zu heben begannen. Doch mischen sich in diese Debatten um neoliberale Transformationen und einen rücksichtslosen Kapitalismus auch Stimmen wie jene von Aihwa Ong, die vorsichtig warnt, dass auch der Neoliberalismus keineswegs wie eine «Flutwelle» (tidal wave) funktioniere, die ausgehend von dominanten Ländern über kleinere Länder hinwegfegt, sondern zu unterschiedlichen Zeiten mit verschiedenen Gesichtern in Länder und Gesellschaften eindringt und unerwartete Anpassungen und auch anhaltenden Widerstand hervorbringt. Anna Tsings Beitrag über die Möglichkeiten, in den Ruinen des Kapitalismus zu leben, bildet einen wesentlichen Beitrag, Zerstörung zu erkennen und zu benennen, aber auch den Aufbruch zu sehen, die Kreativität der Menschen, die nicht mehr an Fortschritt und Konsum glauben.

Den Fokus auch auf diesen Widerstand zu richten, ist ein Anliegen der aktuellen Anthropologie, die gegenüber allzu düsteren Prognosen und allzu dunklen Theorien nun genauso vorsichtig geworden ist wie bei sich auflösenden nationalen Grenzen und angeblichen kulturellen Eindeutigkeiten. Beiträge zu Kämpfen um Komplexität und Heterogenität bei einem tiefen Verständnis von globalen Dynamiken und Machtverhältnissen sind die oft ungehörten Früchte ethnografischer Arbeit. Dieses Anliegen wird jedoch in Zeiten postglobaler Grenzschiessungen gegen Migration und Viren noch wichtiger, da Ethnografie immer untersucht, was Menschen bewegt.



Literatur

- Appadurai, Arjun (1996): *Modernity, at large. Cultural Dimensions of Globalization*. Minnesota.
- James, Paul und John Tulloch (2010): *Global-local consumption (Globalization and culture 3)*, Los Angeles (mit Beiträgen u.a. von Arjun Appadurai, Ulf Hannerz, Jean und John Comaroff).
- Ong, Aihwa und Stephen J. Collier (2005): *Global Assemblages. Technology, Politics and Ethics as Anthropological Problems*, Oxford.
- Tsing, Anna (2015): *The Mushrooms at the End of the World. On the Possibility of Life in Capitalist Ruins*, Princeton und Oxford.

DOI

10.5281/zenodo.3719298

Zur Autorin

Sabine Strasser ist Professorin für Sozialanthropologie an der Universität Bern. Zu ihren Schwerpunkten in Forschung und Lehre gehören Migration und Mobilität, Transnationale Beziehungen, Moralanthropologie, Intersektionalität, Grenzen und Deportationen. In der letzten Zeit arbeitete sie zu intimen Bedrohungen, Prekarität und Kriseneffekten.



Gender matters!

Le genre comme élément crucial de la production des inégalités

Janine Dahinden et Martine Schaer



Protester contre un régime de genre « classique » : la grève nationale des femmes, Bâle, 14 juin 2019.

Le genre est, aujourd'hui encore, un élément crucial dans la fabrication des inégalités sociales. Bien que l'égalité entre femmes et hommes soit en principe acquise sur le plan légal, les lois et les politiques en Suisse sont, de fait, sous-tendues par un régime de genre que nous appelons « classique » et qui se caractérise par une binarité cisgenre et hétéronormative. Ce régime classique reproduit un double paradoxe des inégalités de genre.

Alors que sur le plan légal l'égalité entre femmes et hommes est en principe acquise, comment se fait-il qu'il existe encore tellement de discriminations de genre au sein de la société suisse ? Aujourd'hui, les inégalités de salaire entre femmes et hommes persistent. De même, le « plafond de verre » – expression désignant les réseaux de pouvoir tacites et structurels qui empêchent aux femmes d'accéder aux postes supérieurs¹ – reste fermement en place. Les inégalités (et le sexisme) perdurent également dans le traitement médiatique des personnalités politiques, quand par exemple les politiciennes sont reléguées au domaine de l'émotion, alors que les « compétences » de leurs collègues

1 Par exemple dans les universités. Voir les statistiques du personnel des hautes écoles universitaires selon la catégorie de personnel en 2018, de l'Office fédéral de la statistique.

masculins sont mises en avant². On peut relever aussi que les personnes qui ne correspondent pas au modèle cis-gendre hétéronormatif et binaire sont sujettes à des discriminations structurelles et symboliques multiples et parfois même à des violences psychiques et physiques graves. Ces exemples, loin d'illustrer l'ensemble des inégalités de genre encore existantes, indiquent toutefois que le genre reste un mécanisme fondamental de la (re)production des inégalités sociales.

Le rôle central du genre dans l'organisation des sociétés

Les recherches en Études genre ont bien montré ce rôle central du genre dans l'organisation des sociétés. Le genre n'est pas compris ici comme une caractéristique biologique ou naturelle correspondant à un « sexe », mais comme un élément constitutif des rapports sociaux fondés sur la perception de différences entre les sexes et qui reflètent une matrice souvent binaire (et dichotomique), cis-gendre et hétéronormative. Le genre est ainsi non seulement une composante des identités et subjectivités individuelles, il est aussi une façon primordiale de signifier des rapports de pouvoir et relève de normes et de pratiques au travers desquelles le pouvoir est articulé et les inégalités produites³. Les Études genre analysent ces processus de différenciation et de fabrication des inégalités dans une approche intersectionnelle qui appréhende les inégalités, telles que celles décrites plus haut, comme le produit des imbrications du genre avec notamment l'ethnicité, la classe sociale, la « race » et l'orientation sexuelle⁴.

Ce ne serait pas rendre justice à la richesse de ce vaste champ de recherche que d'essayer d'en résumer les résultats pour illustrer le rôle central du genre dans la (re-)production des inégalités. C'est pourquoi nous avons choisi plutôt de nous focaliser sur un domaine particulier, celui des migrations en Suisse, au travers duquel nous montrons comment les lois, les politiques, les pratiques et les discours ayant cours dans ce domaine sont loin d'être « neutres » mais reflètent au contraire un régime de genre que nous appelons « classique », qui est encore profondément ancré dans la société suisse et contribue à reproduire des inégalités⁵.

Zusammenfassung

Das Geschlecht ist in der Herstellung sozialer Ungleichheiten nach wie vor ein entscheidender Faktor. Obwohl die Gleichstellung von Frauen und Männern gesetzlich verankert ist, besteht in der Schweiz – in der Politik, in Gesetzen, medialen Diskursen usw. – ein Geschlechterregime fort, das sich als «klassisch» bezeichnen lässt. Es steht in einer Logik von Cisgender und heteronormativer Binarität und reproduziert ein doppeltes Paradoxon der Geschlechterungleichheiten: Quasi unter dem Deckmantel der Gleichberechtigung wird insbesondere nicht europäischen Migranten, Migrantinnen und Muslimen, Musliminnen vorgeworfen, aufgrund ihrer kulturellen Herkunft Mann und Frau nicht gleichberechtigt zu behandeln; gleichzeitig bedienen Akteure der offiziellen Schweiz häufig ein Genderregime, in das die Ungleichheit der Geschlechter tief eingeschrieben ist. Dieser Beitrag zeigt anhand von vier Beispielen aus dem Bereich der Migration, wie Grenzziehungsprozesse zwischen Schweizer Staatsbürgerinnen und Staatsbürgern und den «Anderen» vergeschlechtlicht und auf diese Weise geschlechtsspezifische Ungleichheiten fortgeführt werden.

Des dichotomies sources de profondes inégalités

Une première caractéristique essentielle de ce régime classique de genre est qu'il se fonde sur une division sexuée du travail, qui assigne les hommes à la sphère économique et les femmes à la sphère domestique. La loi fédérale sur le séjour et l'établissement des étrangers (LSEE) de 1931, qui répondait aux besoins de main-d'œuvre du marché du travail suisse, reproduisait cette dichotomie travail/famille de manière explicite. Les activités économiques étant, dans ce régime classique de genre, associées exclusivement aux hommes, les hommes migrants étaient définis dans la LSEE comme les pourvoyeurs et chefs de famille, et leurs épouses – et enfants – comme leurs dépendant·e·s. La possibilité que des femmes puissent migrer en tant que travailleuses n'était alors pas envisagée. Ainsi, le permis de séjour de ces femmes migrantes relevait du regroupement familial et leur statut dépendait de celui de leur mari.

Entrée en vigueur en 2008, la nouvelle loi sur les étrangers et l'intégration (LEI) ne définit plus explicitement les migrant·e·s selon cette dichotomie ; pourtant, elle relève du même imaginaire classique de genre. Si, à première vue, le permis de « dépendant·e » est neutre et égalitaire en termes de genre, puisque la LEI prévoit que les hommes, tout comme les femmes, peuvent en bénéficier dans le

-
- 2 Par exemple le rapport du laboratoire d'idées sur l'égalité dans les médias DécadréE : Genre et politique. Représentation dans les médias (2020).
 - 3 Dorlin (2008).
 - 4 Chauvin/Jaunait (2015).
 - 5 Fischer/Dahinden (2017).

cadre du regroupement familial, les retombées de la loi ne le sont d'aucune manière. En effet, en cas de dissolution du mariage dans les trois ans, une personne avec un statut de dépendant·e se voit retirer son permis de séjour suisse. De nombreuses études ont montré que les effets de cette mesure touchent principalement, et gravement, les femmes. En situation de violences domestiques, par exemple, – qui dans la plupart des cas sont le fait d'hommes à l'encontre de femmes –, les femmes migrantes se voient contraintes de rester avec leur mari pour ne pas (risquer de) perdre leur titre de séjour. Cet imaginaire classique de genre est ainsi toujours implicitement présent dans la loi et contribue à des inégalités graves dans la mesure où il participe au renforcement des violences vécues par des femmes confrontées à un choix cornélien : quitter un mari violent ou quitter le pays où elles résident⁶.

Une autre dichotomie profondément inscrite dans ce régime classique de genre et source d'inégalités est celle qui construit la binarité hommes/femmes sur l'opposition public/privé (ou politique/personnel). Dès les années 1970, les féministes ont radicalement remis en cause cette représentation mutuellement exclusive, comme le résume leur slogan « le privé est politique ». L'analyse du domaine de l'asile permet d'en montrer les effets discriminatoires. De nombreuses études ont en effet mis en évidence l'universel masculin sur lequel repose la définition internationale du terme de « réfugié », dans la Convention de Genève tout comme dans la procédure d'asile en Suisse. Dès les années 1980, des recherches critiques ont dénoncé le caractère androcentré du régime de l'asile, et le fait que les persécutions subies par les femmes qui demandent l'asile sont souvent reléguées au domaine du privé. Les violences sexuelles et les viols, par exemple, n'étant pas considérés comme des actes politiques (ou publics) – même quand ils relèvent de violences étatiques –, ne sont dès lors pas reconnus comme des motifs justifiant l'octroi de l'asile en Suisse. Cet androcentrisme a des effets discriminants sur la reconnaissance des motifs d'asile et entraîne des inégalités de traitement qui se font au grand détriment des femmes.

La dimension hétéronormative et cisgenre est une troisième caractéristique de ce régime classique de genre qui se reflète dans les lois du domaine des migrations et remet en question de manière fondamentale le caractère supposément neutre de ces lois. La LEI définit la famille – tout comme le fait l'État suisse – sur la base de l'union conjugale entre un homme et une femme. Cette conception hétéronormative de la famille discrimine les couples de même sexe qui se voient ainsi privés du droit au regroupement familial. Par ailleurs, les recherches ont également montré que ce bais hétéronormatif contenu dans les lois de l'asile discrimine également les requérant·e·s LGBTQI+ avec des conséquences majeures sur la (non-)reconnaissance de leurs mo-

tifs et sur leur procédure d'asile en général. Un des défis ici est de parvenir à s'affranchir d'une conception eurocentrée des identités sexuelles qui prédomine largement dans la procédure d'asile⁷.

Un modèle de citoyenneté hétéronormatif et patrilinéaire

Le dernier exemple renvoie au caractère genré imbriqué dans la logique de l'État-nation et de la citoyenneté et représente également un élément constitutif de ce régime classique de genre. Jusqu'en 1952, les femmes suisses qui épousaient un étranger perdaient leur nationalité. À l'inverse (et jusqu'en 1992), les hommes suisses transmettaient automatiquement la nationalité suisse à leurs épouses d'origine étrangère. Les chercheurs et chercheuses ont montré que ce modèle de citoyenneté patrilinéaire est ancré dans la logique de l'État-nation, elle-même fondée sur des représentations à la fois nationalistes et sexistes. Avec l'introduction d'une procédure de naturalisation facilitée pour les personnes étrangères mariées à un·e ressortissant·e suisse, la nouvelle loi sur l'acquisition et la perte de la nationalité suisse (LN) de 1992 instaure l'égalité entre hommes et femmes (en couples hétérosexuels). Pourtant, malgré cette égalité *de jure*, les études ont montré que l'imaginaire sous-jacent au modèle de citoyenneté patrilinéaire continue d'avoir des effets discriminants⁸. Lors de la procédure de naturalisation facilitée, les hommes suisses sont souvent perçus par les personnes en charge de la procédure comme légitimes de transmettre leur nationalité à leurs épouses, surtout si celles-ci sont d'origines extra-européennes. L'image d'un homme suisse délivrant une femme extra-européenne de la pauvreté (ou d'autres malheurs) est un stéréotype toujours vivace. À l'inverse, les femmes suisses sont davantage perçues comme des victimes potentielles et passives, plutôt que comme des citoyennes, surtout si leurs époux sont extra-européens, plus jeunes ou issus de l'asile. Ces derniers sont alors soupçonnés de s'être mariés pour des raisons stratégiques et d'être peu acquis, en raison de leurs prétendues « origines culturelles », au principe d'« égalité » tenu pour pleinement accompli en Suisse. C'est cette construction de l'altérité que nous avons qualifiée ailleurs de « nationalisme de genre »⁹. Comme dans les exemples précédents, cet imaginaire, ici nationaliste et sexiste, n'est pas sans conséquence pour les acteur·e·s puisqu'il peut donner lieu à des investigations plus intensives et influencer l'issue de la procédure de naturalisation¹⁰.

6 La nouvelle loi stipule que le permis peut être prolongé pour raisons personnelles majeures. Mais il incombe à la personne qui invoque ce motif d'en fournir la preuve.

7 Güler/Shevtsova/Ventura (2019).

8 Par exemple Kristol/Dahinden (2019).

9 Voir le blog «Gendernationalism as a new expression of political nationalism» sur gendercampus.ch.

10 Voir aussi le blog « Naturalisation facilitée : < Suissitude > et inégalités de genre » sur blog.nccr-onthemove.ch.

Le double paradoxe des inégalités de genre

Ces quatre exemples illustrent ce que nous appelons « le double paradoxe des inégalités de genre ». Alors que la société suisse – notamment à travers les médias et le politique – reproche souvent aux « autres » – en particulier aux migrant·e·s extra-européen·ne·s et aux musulman·e·s – de ne pas respecter l'égalité entre hommes et femmes, dans le même temps, dans le domaine des migrations et de l'asile comme dans d'autres domaines, les acteur·e·s suisses mobilisent des représentations qui reproduisent un imaginaire classique et parfaitement inégalitaire du genre, avec pour effet de discriminer les femmes ainsi que toutes les personnes qui n'entrent pas dans le moule de ce modèle hétéronormatif et cisgenre. Ces représentations classiques sont fortement ancrées en Suisse, naturalisées, hégémoniques, et donc difficilement visibles. Et c'est notamment un des objectifs des Études genre que de les mettre en lumière, d'en comprendre les mécanismes et d'en exposer les conséquences.

Ainsi, non seulement, les inégalités de genre perdurent en Suisse sous des formes multiples, mais en outre, des représentations classiquement genrées et sexistes sous-tendent souvent la gestion gouvernementale, l'élaboration des lois et les procédures administratives de leurs mises en œuvre, sous couvert d'une apparente neutralité. Ce double paradoxe montre la force et la prégnance des représentations et des rapports de pouvoir genrés en Suisse qui se cumulent dans des inégalités de fait, comme celles soulevées au début de cet article.

Références

- Chauvin, Sébastien et Alexandre Jaunait (2015) : L'intersectionnalité contre l'intersection, dans : *Raisons politiques* 58,2, pp. 55-74. DOI : 10.3917/rai.058.0055.
- Dorlin, Elsa (2008) : *Sexe, genre et sexualités : introduction à la théorie féministe*, Paris.
- Fischer, Carolin et Janine Dahinden (2017) : Gender Representations in Politics of Belonging: An Analysis of Swiss Immigration Regulation from the 19th Century until today, dans : *Ethnicities* 17,4, pp. 445-468. DOI : 10.1177/1468796816676844.
- Güler, Arzu, Maryna Shevtsova et Denise Ventura (2019) : LGBTI Asylum Seekers and Refugees from a Legal and Political Perspective, Cham.
- Kristol, Anne et Janine Dahinden (2019) : Becoming a citizen through marriage : how gender, ethnicity and class shape the nation, dans : *Citizenship Studies* 24,1, pp. 40-56. DOI : 10.1080/13621025.2019.1691152.

DOI

10.5281/zenodo.3723104

Les auteures

Janine Dahinden est professeure ordinaire d'études transnationales à l'Université de Neuchâtel, où elle dirige la Maison d'analyse des processus sociaux (MAPS). Elle préside en outre la Société Suisse d'Études Genre.

Martine Schaer est doctorante au Laboratoire d'études des processus sociaux de l'Université de Neuchâtel et secrétaire de la Société Suisse d'Études Genre.



Mitte und Mittelmass: zwischen privilegierter Gleichheit und kompetitiver Differenz

Stefan Groth

Zur Mitte zu gehören, ist keine Selbstverständlichkeit mehr: Es ist eine Errungenschaft, die erreicht und gehalten werden muss. Doch mit welchen Fähigkeiten? Und in Konkurrenz zu wem? Solche Fragen gehen über sozioökonomische Kennzahlen von Mittelschicht hinaus und erfordern den Blick auf die alltäglichen Aushandlungen, in denen Vorstellungen der Mitte als Differenz und Gleichheit erst hergestellt werden.

Die Debatten in vielen Industrienationen legen es uns nahe: Die Mittelschicht «schrumpft», steht «unter Druck» oder ist «bedroht». Zwar ist die Mittelschicht unter ökonomischen Gesichtspunkten relativ stabil. Für die Schweiz stellte dies etwa der Bundesrat im Mai 2017 fest¹; zu ähnlichen Ergebnissen für andere westliche Staaten kam auch ein Team um den Wirtschaftswissenschaftler Thomas Piketty². Nichtsdestoweniger verweisen die in unregelmässigen Abständen wiederkehrenden Mahnungen um die Mitte darauf, dass deren objektive Stabilität von subjektiven Befürchtungen um deren Fragilität begleitet wird.

Individuelle Sorgen darum, ob die eigene Erwerbsbiografie in die Mittelschicht führt, hängen unter anderem mit Veränderungen des Arbeitsmarktes zusammen: Arbeitnehmer sollen flexibler und eigenverantwortlicher sein als früher, mit komplexen Anforderungen umgehen und sich im Sinne des «lebenslangen Lernens» darum bemühen, notwendige Kenntnisse zu antizipieren und zu erwerben.³ Wandel, Dynamik und damit verbunden auch Unsicherheiten und Risiken prägen die Arbeitsmärkte; wer denselben Beruf bei demselben Arbeitgeber über Jahrzehnte ausübt, ist die Ausnahme.

Stabilität als Ziel

Richtet man den Blick von volkswirtschaftlichen Diagnosen der relativen Stabilität der Mittelschicht hin zu den alltäglichen Herausforderungen des Erwerbslebens wird deutlich, warum die Erhaltung eines gesicherten Status im Sinne einer Positionswahrung und Besitzstandssicherung mit Abstiegsängsten gekoppelt ist. Die damit verbundene Wertschätzung der Mittelschicht kommt zum Beispiel

1 Stellungnahme des Bundesrats vom 10. Mai 2017 zur Interpellation 17.3244 «Zunehmende Ungleichheit. Der Mittelstand gerät unter Druck» von Nationalrat Mathias Reynard.

2 Alvarado, Facundo et al. (2018): World Inequality Report 2018, München.

3 Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst: Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt a. M.

in Studien über Jugendliche zum Ausdruck: Nicht Karriere und Reichtum, sondern die Zugehörigkeit zu einer dynamischen Mitte und der Wunsch nach Stabilität werden hier als Ziele formuliert.⁴ Mit diesen Zielen einher geht eine Abgrenzung gegenüber schlechteren Einkommensverhältnissen im Sinne eines ökonomischen und sozialen Abstiegs. Deutlich wird dabei aber nicht nur eine «Abgrenzung nach unten», sondern auch eine «Begrenzung nach oben»: gegen übermäßige Karriereorientierungen, gegen eine Priorisierung von Einkommen gegenüber dem Sozialleben und – positiv gewendet – auch für eine Work-Life-Balance als «Vorstellung eines ganzen, gelungenen Lebens mit einer Balance von verschiedenen Lebensbereichen».⁵

Wettbewerb ums Mittelmaß

Solche Orientierungen an der Mittelschicht scheinen auf ein Streben nach «privilegierter Gleichheit» zu verweisen. Allerdings kann der etwas egalitäre Klang des Ziels, nicht besonders hervorzutreten, sondern in Bezug auf Einkommens- und Besitzverhältnisse *nur* Mittelmaß zu sein, nicht verdecken, dass es sich dabei um ein höchst kompetitives und dynamisches Unterfangen handelt, dass der Anstrengung, des Glücks und der Kompetenz bedarf – oder einer Kombination dieser Aspekte. Ein mittleres Mass zu erreichen und diese Position der Mitte zu wahren, sind eben keine Selbstverständlichkeiten, sondern voraussetzungsvoll. Die damit verbundenen Prozesse streben zwar nicht unbegrenzt nach oben oder nach mehr. Sie gehen aber dennoch mit Druck und Zwang zur Anpassung und Optimierung einher. Als «sozialkomparative Handlungsorientierungen» sind «Konformität, Positionssicherung und Besitzstandwahrung»⁶ im Sinne von Bezugnahmen auf die Mitte doppelt zu deuten: zum einen als sichernder und wahrer Umgang mit sozialem und ökonomischem Druck, zum anderen als positive Aneignung und Praxis, die Mitte und ein mittleres Mass als erstrebenswerte Ziele deutet. Die notwendigen Anstrengungen und Zwänge, um im «Wettbewerb ums Mittelmaß» mithalten zu können, treffen auf eine als freiwillig verstandene positive Bezugnahme auf die Mitte als erreichbares Ziel.

Mit dem Begriff des Mittelmasses meine ich hier nicht die alltagssprachlich-abwertende Dimension des Begriffes, mit der ein ungewolltes Defizit beschrieben wird, sondern Bezüge auf Bewertungs- und Einordnungslogiken,

4 Calmbach, Marc et al. (2016): Wie ticken Jugendliche 2016? Lebenswelten von Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren in Deutschland. Wiesbaden.

5 Oechsle, Mechthild (2009): Work-Life-Balance: Diskurse, Problemlagen, Forschungsperspektiven, in: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie, hg. von Becker, Ruth und Beate Kortendiek, Wiesbaden, S. 227–236, hier S. 227.

6 Nullmeier, Frank (2016): Politische Theorie des Komparativs: Soziale Vergleiche und gerechte Gesellschaft, in: Mittelweg 36 25,2, S. 56–73, hier S. 57.

Résumé

Appartenir à la moyenne ne va plus de soi : il s'agit d'un acquis que l'on doit atteindre et maintenir. Mais avec quelles capacités ? Et en concurrence avec qui ? Ces questions dépassent les indicateurs socio-économiques de la classe moyenne et nécessitent un regard sur les négociations quotidiennes dans lesquelles sont produites les représentations du milieu entre différenciation et égalité.

Ce qui est compris par la moyenne, individuellement ou dans des domaines spécifiques, est susceptible d'évoluer et résulte des réalités du contexte en question. La compréhension de la classe moyenne dépend des niveaux d'expérience et de carrière individuels, ainsi que de l'évolution du marché du travail et de l'entreprise. Le revenu qui est positivement considéré comme « moyen » aujourd'hui peut soudainement être trop bas demain. Par conséquent, la moyenne est une constante mise en corrélation. En tant que différence compétitive, une valeur moyenne marque la limite inférieure, en tant qu'égalité privilégiée elle représente un équilibre entre vie professionnelle et vie privée ; en même temps elle est un moyen de justifier sa propre position qui n'est que moyenne – et en fin de compte, la tentative d'être dans la moyenne produit toujours simultanément de l'égalité et de l'inégalité.

bei denen sich Abgrenzungen gegenüber «schlechteren» oder «schlechter gestellten» Akteuren wie auch gegenüber «besseren» oder «besser gestellten» Akteuren feststellen lassen. Mittelmaß bezieht sich in diesem Sinne weniger auf die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe oder Schicht, sondern konstituiert eine spezifische Orientierung, bei der nicht die Spitze – die Spitzenposition mit herausragendem Verdienst – und ebenso wenig das Schlussfeld – die prekäre Beschäftigung – zum Ziel gesetzt wird. Mittelmaß ist damit eine durchaus positive Markierung einer Position, die zunächst erreicht werden muss, deren Erreichen oder Halten aber auch als erstrebenswert gesehen wird. Es ist entsprechend keine Zwischenposition innerhalb eines Entwicklungsverlaufes, bei dem eigentlich *mehr* angestrebt wird, sondern eine positive Bestimmung und Orientierung, die sich aus unterschiedlichen Quellen speisen kann.

Herstellung der Mitte

Die positive Bestimmung oder Markierung von Mittelmaß ist eine situativ hergestellte Orientierung, die sich verfestigen kann, aber beständig neu ausgehandelt wird. Was unter Mittelmaß individuell oder in spezifischen Feldern verstanden wird, unterliegt dem Wandel und richtet sich – als relationale Praxis – nach Gegebenheiten des Kontextes. So ist etwa das Verständnis von Mittelmaß abhängig von

individuellen Erfahrungs- und Karrierestufen wie auch von Entwicklungen auf dem Arbeitsmarkt und im Unternehmen. Das Einkommen, das heute als positives Mittelmaß gilt, kann morgen plötzlich zu wenig sein. Mittelmaß ist entsprechend ein In-Beziehung-Setzen der eigenen Position und Leistungen zu anderen Akteuren sowie zu gesellschaftlichen und ökonomischen Entwicklungen. Jede und jeder muss immer wieder neu antizipieren, was künftig nötig sein wird, um zur Mitte zu gehören: Welche Fähigkeiten müssen erworben werden, um die angestrebte mittlere Position halten zu können? Mit wem wird man um die Mitte konkurrenzieren?

Das Mittelmaß ist vielfältig: privilegierte Gleichheit, geprägt durch eine ausgeglichene Work-Life-Balance; Möglichkeit, die eigene *nur* mittlere Position zu rechtfertigen – und letztlich immer Herstellung von Gleichheit und Ungleichheit zugleich.

●



In der Mitte: Gleichheit oder Austauschbarkeit, Stabilität oder Stillstand? Szene aus dem Stop-Motion-Film «Anomalisa» (2015).

Literatur

- Groth, Stefan (2019): Optimierung bis zur Mitte. Selbstoptimierung als Konstellation und relationale Subjektivierung, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 122,1, S. 27–54.
- Mau, Steffen (2012): Lebenschancen: Wohin driftet die Mittelschicht?, Berlin.
- Wagner, Greta (2015): Arbeit, Burnout und der buddhistische Geist des Kapitalismus, in: Ethik und Gesellschaft 2, S. 1–18. doi.org/10.18156/eug-2-2015-art-2.

DOI

10.5281/zenodo.3716156

Zum Autor

Stefan Groth ist Oberassistent am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft der Universität Zürich und leitet das «Labor Populäre Kulturen». Er arbeitet zu politischen Narrativen aus erzählforscherischer Perspektive sowie zur Produktion Europas in alltäglichen Kontexten ausserhalb Europas.



La percezione delle piccole differenze

Dario Petrini

Si direbbe che viviamo in mezzo alle differenze. Di solito ci colpiscono quelle vistose, ma chi si occupa di lingue orali (dialetti) è spesso confrontato con divergenze linguistiche minime, avvertite tuttavia come discriminanti dai locutori. Alcune si fissano in strutture che vengono ripetute, con finalità che vanno dallo schernire pesantemente l'altro fino a una sua rappresentazione innocua.

Parlano in modo diverso: gli altri

I parlanti si accorgono prima di tutto delle differenze legate alla variazione nello spazio. L'altro può essere qualcuno di cui non si capisce la lingua. Di essa si avvertono allora solo suoni ed espressioni frequenti, disponibili per etichettare facilmente chi la parla. Così si spiega *cinciáu, cinciáus*, che a Bellinzona indicava il grigionese di lingua romancia: nel discorso dei romanciofoni colpiva il ripetersi di *tschintschar* 'parlare', del suono *áu* e delle *-s* in fine di parola. L'altro, più spesso, parla invece come noi, ma realizza diversamente alcuni suoni. Nei dialetti ticinesi la *-n* finale dopo vocale accentata si pronuncia velare (cioè, come nell'italiano *anche*), mentre in aree della vicina Lombardia al suo posto compare una vocale nasalizzata (il suono finale che, in francese, si ha leggendo parole come *on, plan, un* ecc., rappresentabile con una tilde sopra la vocale). Ebbene, stando a un aneddoto, i barcaiolì che svolgevano servizio di traghetto da Bissone a Melide prima che si costruisse il ponte-diga chiedevano ai passeggeri: *che l disa can!* 'dica cane!'; se come risposta giungeva il *cã*

lombardo, replicavano *a gh'è vint ghéi da pagá* 'ci sono 20 centesimi da pagare'. Un esempio di "scibboleth", termine che si impiega in riferimento all'episodio biblico di Giudici 12.4-6, cui rimandiamo il lettore curioso.

Sono ben diffuse espressioni di scherno come la seguente. La maggior parte dei dialetti della Svizzera italiana possiede il suono *ü* (simile a quello nel francese *dur*, o nel tedesco *Hütte*); alcuni villaggi o microregioni presentano invece al suo posto una *u* (come quella nell'italiano *duro*). Ora, succede che i parlanti in *ü* deridano gli altri con l'espressione *vun, duu, tucc in un mucc* 'uno, due, tutti in un mucchio'. In simili sequenze si nota l'insistenza sul suono che usa la minoranza (qui ripetuto quattro volte), ma anche una ricerca di coerenza fra gli elementi: non si parla di un esemplare solo, né di due, ma di tutti, che formano un intero mucchio. Più che allo scherno, fa invece pensare alla conoscenza delle peculiarità altrui la ripresa dell'avverbio *mò* 'ora, in questo momento', distintivo del Mendrisiotto: reduplicato in *momò*, forma il soprannome con il quale sono noti in Ticino gli abitanti del distretto di Mendrisio.

La particolare consonante dei dialetti alpini che trascriviamo come *c'* (corrispondente più o meno al [kj] iniziale nella parola italiana *chiave*) introduce un aspetto complementare a quanto abbiamo visto fin qui: la coscienza che una comunità può avere di un suo tratto differenziale. Nascono talvolta enunciati di sfida come, ad Airolo, *c'èrn sèc'a d c'èura cèc'a* 'carne secca di capra pezzata', incentrato sulla pronuncia non facile, e ripetuta a breve distanza, del suono sentito come locale. D'altro canto, questo stesso suono ci consente di parlare di un

altro tipo di variazione (socio)linguistica. Vi è infatti una tendenza ad abbandonare le peculiarità locali per vari motivi, come l'avvicinamento a modi di parlare più prestigiosi. Questo comportamento si è cristallizzato, a Sonogno, nella locuzione *parlaa in ch* (pronuncia [k]) 'parlare in *ch*', che significa 'parlare affettatamente, con accento depurato dalle particolarità locali'. 'Affettatamente' suggerisce una valutazione comunitaria negativa. Ci interessa comunque che, focalizzandosi sulla sostituzione di un singolo suono, la *c'*, con *ch*, l'espressione intende cogliere l'abbandono delle caratteristiche locali nel loro insieme.

E noi?

Con l'ultimo esempio siamo passati da contrapposizioni fra interno ed esterno alla comunità locale a una differenza tutta interna. Così accade anche nel prossimo, riguardante un'altra dimensione ancora, che si manifesta nel campo degli allocutivi. Il pronome *lүү*, unico corrispondente attuale del *lei* italiano di cortesia, ha raggiunto solo a un certo momento le valli ticinesi, ponendosi accanto al *tí* 'tu' che si dà ai pari e al *vü* 'voi' che si impiegava come forma di rispetto. L'uso del nuovo pronome era inizialmente molto limitato, secondo quanto scrive nel 1889 L. Demaria di Leontica, in Valle di Blenio: "il moderno *lүү* non si dà che al curato ed agli estranei di riguardo". L'innovazione si è imposta senza difficoltà? A un qualche ostacolo sembra alludere la seguente battuta, raccolta a Castel S. Pietro, che risolve così il problema della nuova e della vecchia regola: *mí ga du dal tí a tүүc vía che a tí, sciur cüráa!* 'io do del tu a tutti, meno che a te, signor curato!'.

Non va infine dimenticata la variazione attraverso il tempo. Un parlante arriva talora a sentirla quando confronta il dialetto dei giovani con il proprio. È quanto fa G. Lurati di Cama, in una nota del 1972 dove identifica due fenomeni che contrastano con la trasmissione tradizionale del lessico. Il primo è il passaggio generazionale fallito di molti termini, come *disgagiada* 'disinvolta', *cavézz* 'in ordine', *batagéra* 'pettegola', "caduti in disuso e forse ignorati dalla nuova generazione". Il secondo, la sostituzione con elementi presi di peso dall'italiano: *inzibi* 'offrire' viene soppiantato da *ofrí*, *moltrucch* 'impacciato' da *impaciò*.

Un caso noto

Chiudiamo ricordando una differenza interna al dialetto di Poschiavo. Nel 1873, il grande glottologo G.I. Ascoli nota che i cattolici impiegano forme partecipiali come *mandú* 'mandato', *inganú* 'ingannato', i riformati invece *restá* 'restato', *guardá* 'guardato'; esistono inoltre coppie di nomi come *flú/ flá* 'fiato', *prú/ prá* 'prato'. La contrapposizione appare oggi piuttosto sbiadita. Interessa comunque che si sia fissata in una sorta di formula: *un prú al pò diventá un prá, ma un prá al diventará mai un prú* 'un *prú* può diventare un *prá*, ma un *prá* non diventerà mai

un *prú*' (per l'interpretazione vedi Grassi 2008). Ma quale legame ha il caso poschiavino con gli altri qui presentati? Ascoli osserva che l'esito cattolico è l'elemento sviluppatosi regolarmente a Poschiavo a partire dalla sequenza latina -ATU (lo si ritrova in altri dialetti alpini, in genere conservativi); l'uscita dei riformati, invece, "è lombarda, cioè rappresenta, o predilige, com'è abbastanza naturale, il più moderno dei due elementi". All'arrivo della nuova confessione, la variazione spaziale (l'uscita riformata non era locale) e temporale (era più moderna) sono servite agli aderenti al protestantesimo per creare un tratto-bandiera, mentre i cattolici si sono aggrappati all'esito tradizionale, come hanno mantenuto l'antica fede.

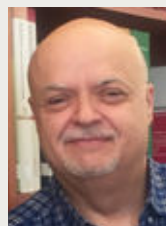
●
In questa sezione i collaboratori dei quattro vocabolari nazionali della Svizzera sono stimolati a intervenire su un argomento prestabilito. In questo numero: "la differenza".

Bibliografia citata

- Ascoli, Graziadio Isaia (1873): Saggi ladini, in: Archivio Glottologico Italiano 1, pag. 281.
- Demaria, Luigi (1889): Curiosità del vernacolo bleniese colte dal leontichese L. D. sulla bocca di sua madre, Bellinzona, pag. 25.
- Grassi, Linda (2008): Profilo linguistico del Grigioni italiano, in: Quaderni grigionitaliani 77, 4, pag. 463.
- Lurati, Germano (1972): Miscellanea a proposito del nostro dialetto, in: Almanacco del Grigioni italiano, pag. 194.

L'autore

Dario Petri è dialettologo e redattore capo del Vocabolario dei dialetti della Svizzera italiana.



Unterschiedliche Wahrnehmung der Umwelt

Laurent Zecha

Umweltstatistiken beruhen meist auf Messungen in der Natur. Doch wie nimmt die Bevölkerung die Umwelt wahr? Damit beschäftigt sich die Erhebung «Umweltqualität und Umweltverhalten» des Bundesamts für Statistik (BFS), die 2019 zum dritten Mal durchgeführt wurde. Nebst Veränderungen über die Zeit zeigen sich dabei auch Wahrnehmungsunterschiede zwischen gesellschaftlichen Gruppen.

2019 fiel die Beurteilung des Umweltzustands durch die Bevölkerung deutlich schlechter aus als bei früheren Befragungen: So wurde die Umweltqualität in der Wohnumgebung von 89 Prozent als sehr gut oder eher gut bewertet, während in den Jahren 2015 und 2011 noch jeweils 95 Prozent dieser Ansicht waren. Bei der Beurteilung der Umweltqualität in der Schweiz insgesamt ist der Anteil positiver Bewertungen von 92 auf 84 Prozent zurückgegangen. Die Umweltqualität weltweit wurde 2019 lediglich von 13 Prozent der Bevölkerung der Schweiz als sehr gut oder eher gut beurteilt, dies gegenüber 20 Prozent im Jahr 2015 und 23 Prozent im Jahr 2011. (siehe Grafik 1)

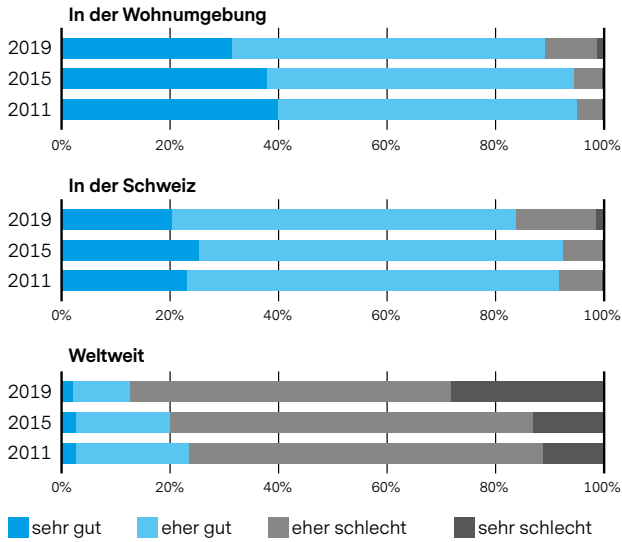
Der Vergleich zwischen verschiedenen sozioökonomischen Gruppen zeigt, dass die ausländische Wohnbevölkerung die Umweltqualität tendenziell positiver beurteilt als die Schweizerinnen und Schweizer. Zwischen den Geschlechtern bestanden 2019 keine signifikanten Unterschiede mehr: Die Einschätzung der Männer hat sich über die Jahre an diejenige der Frauen angeglichen.

Verkehrslärm, Luftverschmutzung und Strahlung stören zunehmend

Auch wenn die Umweltqualität in der Wohnumgebung und innerhalb der Schweiz nach wie vor überwiegend positiv beurteilt wird, machen bestimmte Umweltbedingungen der Bevölkerung zunehmend zu schaffen. So empfanden 2019 12 Prozent den Verkehrslärm zu Hause als sehr störend, gegenüber 9 Prozent im Jahr 2011. Ausserdem fühlten sich 2019 12 Prozent der Bevölkerung durch die Luftverschmutzung sehr gestört und 9 Prozent durch die Strahlung von Mobilfunkantennen oder Hochspannungsleitungen. Diese Anteile haben sich seit 2011 gar mehr als verdoppelt. Mit dem Landschaftsbild in ihrer Wohnumgebung zeigten sich 2019 47 Prozent der Bevölkerung sehr zufrieden. 2011 hatte dieser Wert noch 56 Prozent betragen. (siehe Grafik 2)

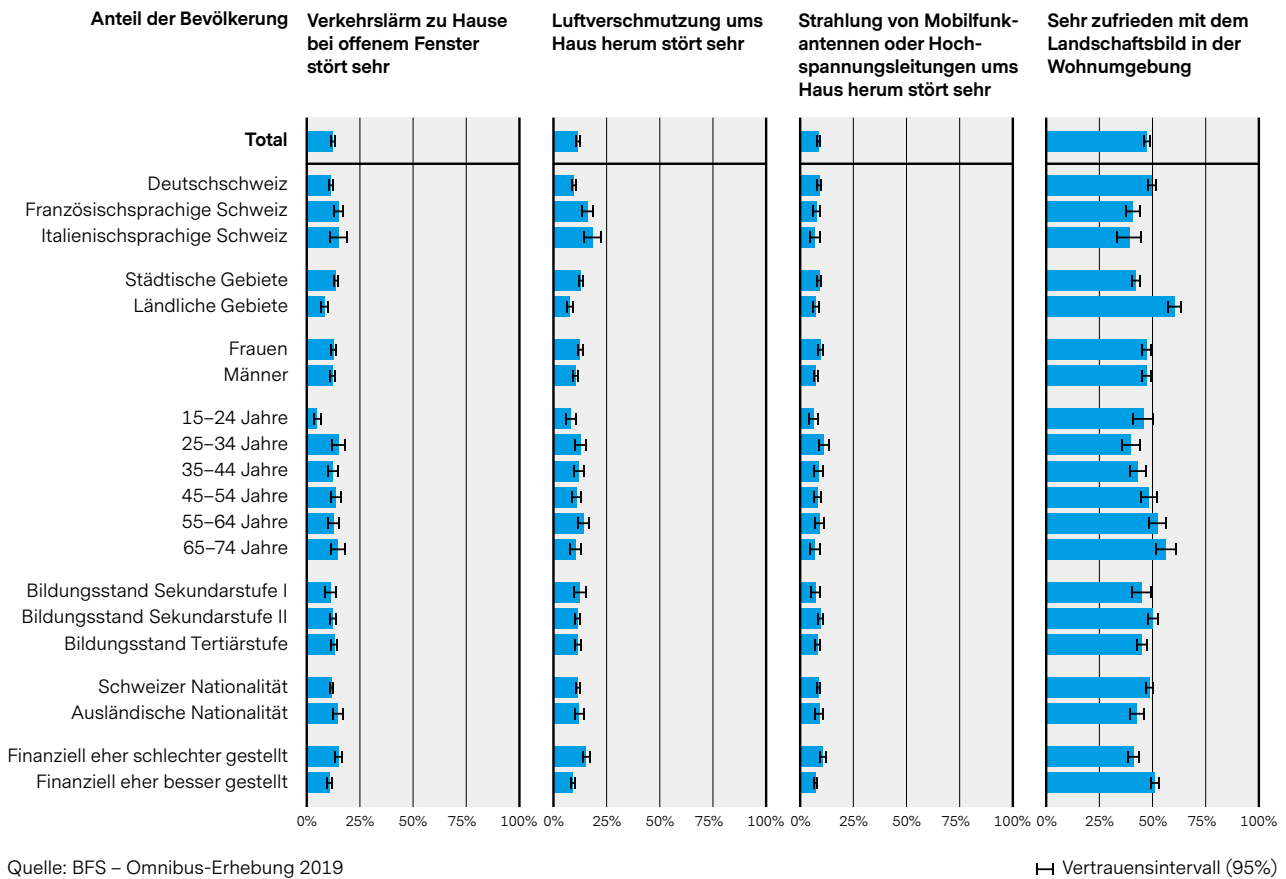
Ärmere Bevölkerung stärker betroffen

Verkehrslärm und Luftverschmutzung wurden 2019 vor allem in städtischen Gebieten als Problem wahrgenommen, Luftverschmutzung ausserdem insbesondere in der lateinischen Schweiz. Die 15- bis 24-Jährigen empfanden den Verkehrslärm als weniger gravierend als andere Altersgruppen; zudem gaben finanziell schlecht gestellte Personen häufiger als andere Gruppen an, unter den Einwirkungen von Lärm, Luftverschmutzung und Strahlung zu leiden. Die Zufriedenheit mit dem Landschaftsbild war in den ländlichen und den deutschsprachigen Gebieten höher als in den anderen Landesteilen. In der Tendenz ist hier ausserdem ein

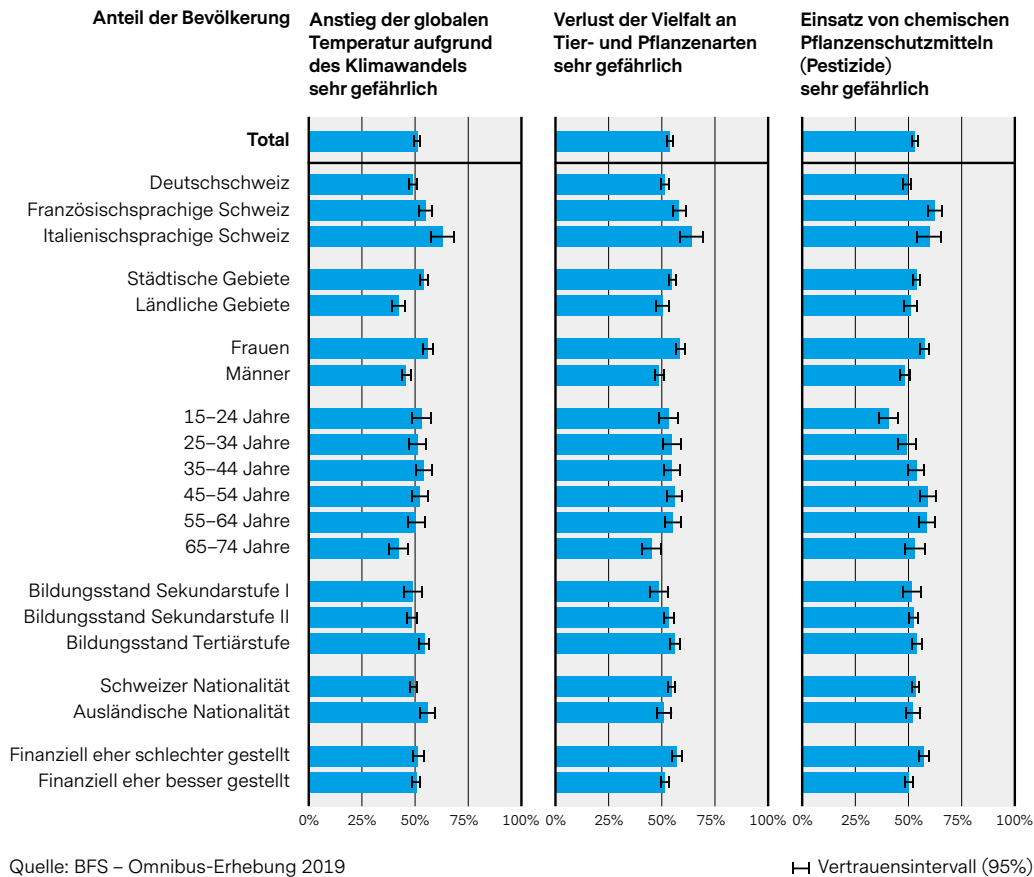


Grafik 1: Einschätzung der Umweltqualität (Anteil der Bevölkerung).

Quelle: BFS – Omnibus-Erhebungen 2011, 2015 und 2019



Grafik 2: Wahrnehmung von Umweltbedingungen in der Wohnumgebung, 2019.



Grafik 3: Klimawandel, Biodiversitätsverlust und Pestizide als Gefahr für Mensch und Umwelt, 2019.

Anstieg der Zufriedenheit mit zunehmendem Alter feststellbar. Finanziell gut gestellte Personen schliesslich waren eher zufrieden mit dem Landschaftsbild in ihrer Wohnumgebung als Leute, die Schwierigkeiten haben, über die Runden zu kommen.

waren 2019 bereits 54 Prozent dieser Meinung. Beim Klimawandel stieg der entsprechende Wert in derselben Periode von 34 Prozent auf 51 Prozent. Daten zur Wahrnehmung des Einsatzes von Pestiziden liegen nur für das Jahr 2019 vor: 53 Prozent der Bevölkerung beurteilten diesen als sehr gefährlich für Mensch und Umwelt. (siehe Grafik 3)

Biodiversitätsverlust, Pestizide und Klimawandel beunruhigen am häufigsten

Jeweils über 50 Prozent der Bevölkerung schätzten 2019 den Verlust an Biodiversität, den Klimawandel und den Einsatz von Pestiziden als sehr gefährlich für Mensch und Umwelt ein. Andere Umweltveränderungen und Technologien wie Kernkraftwerke, die Abnahme der Rohstoffbestände, die Ausbreitung der Siedlungsflächen, Mobilfunkantennen, der motorisierte Verkehr oder die Gentechnik in Medizin und Forschung beziehungsweise zur Herstellung von Lebensmitteln wurden allesamt als weniger gefährlich beurteilt. Wie schon bei der Einschätzung der Umweltqualität hat auch hier seit 2015 ein teilweise markanter Sinneswandel stattgefunden: Wurde der Verlust der Biodiversität damals erst von 36 Prozent als sehr gefährlich erachtet,

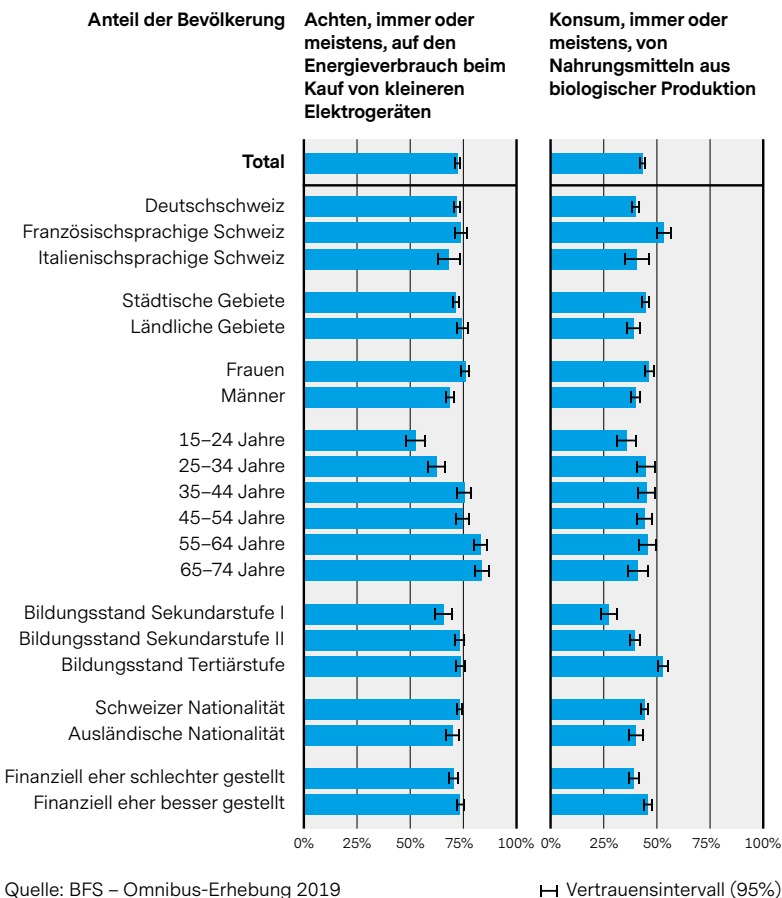
Männer schätzen Umweltgefahren als geringer ein als Frauen

Auch bei der Einschätzung der Umweltgefahren zeigen sich zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen teilweise signifikante Unterschiede: So wurde 2019 der Klimawandel in der Deutschschweiz weniger problematisch bewertet als in der italienischen Schweiz. Dasselbe gilt für ländliche Gebiete gegenüber städtischen, Männern gegenüber Frauen sowie für Personen mit Schweizer Nationalität gegenüber der ausländischen Bevölkerung. Bei detaillierterer Betrachtung zeigt sich, dass inländische und ausländische Frauen sowie ausländische Männer den Klimawandel alle in etwa gleich beurteilten. Inländische Männer hingegen schätzten ihn seltener als sehr gefährlich ein. Der Biodiver-

sitätsverlust und der Einsatz von Pestiziden wurden in der Deutschschweiz und von Männern ebenfalls als weniger gefährlich beurteilt. Vergleichsweise weniger Besorgnis erregten diese Themen auch bei den finanziell besser gestellten Bevölkerungsteilen. Dies im Unterschied zum Klimawandel, auf dessen Beurteilung die ökonomische Situation keinen Einfluss zu haben scheint.

Status quo beim Stromsparen, Zunahme beim Biokonsum

Die seit 2015 insgesamt gestiegene Besorgnis der Bevölkerung über den Zustand und die Gefährdung der Umwelt widerspiegelt sich nur teilweise in deren Umwelverhalten. So ist 2019 der Anteil derjenigen, die beim Kauf von kleineren Elektrogeräten oder Leuchtmitteln immer oder fast immer auf deren Stromverbrauch achten, in etwa gleich geblieben wie 2015. Beim Konsum von Lebensmitteln hingegen hat sich der Trend zu mehr Bioprodukten 2019 fortgesetzt: Zwar war 2019 der Anteil Personen, die von sich sagen, immer oder meistens Bioprodukte zu kaufen, nicht signifikant grösser als 2015. Jedoch ging in diesem Zeitraum der Anteil derjenigen, die dies selten oder nie tun, von 26 Prozent auf 19 Prozent zurück. (siehe Grafik 4)



Grafik 4: Umweltrelevantes Verhalten im Alltag, 2019.

Résumé

Les statistiques environnementales sont principalement basées sur des mesures de la nature. Mais comment la population perçoit-elle l'environnement ? Cette question fait l'objet de l'enquête « Qualité de l'environnement et comportements environnementaux » menée en 2019 par l'Office fédéral de la statistique (OFS) pour la troisième fois. Outre les changements intervenus au fil du temps, l'enquête révèle également des différences de perception entre les groupes sociaux.

En 2019, l'évaluation de l'état de l'environnement par la population était nettement moins bonne que lors des enquêtes précédentes : dans l'appréciation de la qualité de l'environnement en Suisse, la proportion d'évaluations positives est passée de 92 à 84 % depuis 2011. La comparaison entre différents groupes socio-économiques montre que la population étrangère résidant dans le pays a tendance à évaluer la qualité de l'environnement de manière plus positive que les Suisses. Les personnes financièrement défavorisées ont déclaré plus souvent que d'autres groupes souffrir des effets du bruit, de la pollution de l'air et des radiations. En outre, il n'y a plus de différences significatives entre les hommes et les femmes dans l'évaluation de la qualité de l'environnement. En revanche, l'enquête a montré que les femmes, les personnes au bénéfice d'une formation supérieure ainsi que les personnes aisées ont tendance à se comporter de manière plus écologique que les autres groupes, du moins en ce qui concerne l'achat de produits biologiques.

Frauen verhalten sich tendenziell umweltfreundlicher als Männer

Die Aussagen zum eigenen Umweltverhalten legen nahe, dass sich Frauen tendenziell umweltfreundlicher verhalten als Männer und dass – zumindest was den Kauf von Bioprodukten anbelangt – umweltfreundliches Verhalten auch durch höhere Bildung und eine gute finanzielle Situation begünstigt wird. Punkto Bioprodukte zeigt eine genauere Analyse, dass bei den finanziell gut gestellten Personen Frauen sich häufiger für Bioprodukte entscheiden als Männer, während bei den finanziell schlechter gestellten Bevölkerungsteilen kein signifikanter Geschlechterunterschied festgestellt werden kann. Ähnliches ergibt auch der Vergleich zwischen Stadt und Land: Bioprodukte werden von Frauen und Männern in ländlichen Gebieten, aber auch von Männern aus städtischen Gebieten in etwa gleichermassen nachgefragt, wohingegen Frauen in städtischen Gebieten signifikant häufiger zu solchen greifen. Des Weiteren scheinen Bioprodukte in der französischsprachigen Schweiz beliebter zu sein als in den anderen Sprachregionen.

-

Links

www.bfs.admin.ch

Die vollständige Erhebung «Umweltqualität und Umweltverhalten» steht auf der Seite des BFS zur Verfügung.

www.roadtobern.swiss

Unter dem Label «Road to Bern» organisiert das BFS in diesem Jahr eine Reihe von Veranstaltungen und bringt seine Expertise verstärkt in die Diskussion über die in der Agenda 2030 festgehaltenen Ziele der nachhaltigen Entwicklung ein. Fluchtpunkt ist das dritte Weltdataforum der Vereinten Nationen, das vom 18. bis 21. Oktober 2020 in Bern stattfindet.

DOI

10.5281/zenodo.3716167

Zum Autor

Laurent Zecha arbeitet beim Bundesamt für Statistik in der Sektion Umwelt, Nachhaltige Entwicklung, Raum als wissenschaftlicher Mitarbeiter. Er ist unter anderem Projektleiter der Erhebung «Umweltqualität und Umweltverhalten».

